

Klarheit und Wahrheit

Erscheint jed. Sonntg. Bezugspreis 1,50 vierteljährlich, durch d. Post 1,62, Ausland 2,80 M. p. Streifb. Bei Kollektivbezug Preisermäß. Anzeig. 40 Pf. die viergesb. Nonpar.-Zeile. Refl.-men 1 M. Bei Wiederhol. Rab.

**Katholische Wochenschrift
für das öffentliche Leben**
Herausgeber: Graf von Oppersdorff

Alle Mitteilungen und Einsendungen an den Herausgeber: NW. 40, Roonstr. 3. Teleph. Amt Moabit 2000. Anzeig. a. d. „Norddeutsche Verlagsgesellschaft“ Berlin NW. 57, An der Apostelkirche 8

Nr. 13

Berlin, den 30. März 1913

2. Jahrgang

Der Dreibund in Front.

Die Würfel sind gefallen. Italien hat, trotz nahen verwandtschaftlichen Verhältnisses, sich an Oesterreich-Ungarns Seite gestellt und des greisen Bergfürsten wohlverständliche Meinungsbestimmtheit des Nachdrucks beraubt.

Skutari ist Albanien. Dazu gehört es. Der Brückenkopf, den der nun in seinen Interessen wohl für unabsehbare Zeit geeinte Dreibund hinüberwirft an die slawische Küste der Balkanstaaten, deren Groß-Slawentum nun selbst von Rußland aus einen erheblichen Dämpfer erfahren hat. Man geht ohne Zweifel nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Verhandlungen in der italienischen Kammer über den Marine-Etat mit den Anträgen der Deputierten v. Palma und Arlotto, bis 1920 die italienischen Dreadnoughts auf 14 zu steigern (so daß sie mit den 9 Dreadnoughts Oesterreichs den 23 französischen gewachsen sein würden), auf gleichem Nährboden erwachsen sind.

Weitere politisch strategische Vorteile der wiedergewonnenen Festigkeit des Dreibundes liegen auf der Hand:

1. Das dritte, vierte, fünfte, dreizehnte und vierzehnte österreichisch-ungarische Armee-Korps (Graz, Budapest, Preßburg, Agram und Innsbruck) werden freier für strategische Verschiebung, sei es gegen Rußland in Linie Krafau—Lemberg, sei es gegen Serbien.

2. Andererseits muß Frankreich trauernd und dauernd von der Lieblingsidee absehen, in Turin, Mailand, Alessandria auf verkappte Freunde zu stoßen und von den Korps 14 bis 18 erhebliche Kräfte über Neuschateau nach den zentralen Kampfstellen zu werfen. Man wird 2—3 Armee-Korps mit den entsprechenden Reserve-Divisionen in der Linie Nizza—Genf verwenden müssen, kann höchstens gleiche Kräfte, aber nicht mehr gegen das Ober-Elsaß aufstellen oder nach Norden abführen. In Linie Avricourt—Metz, teils auch gegen den Niederrhein mögen dann die andern Armee-Gruppen vorgehen; wie die Eisenbahn-Verhältnisse es tyrannisch fordern und die örtlichen Raumausdehnungen es gestatten. (Man wolle bedenken, daß die sogenannte Niederrheinlinie, mit der die strategisch angebrüteten Politiker zurzeit so sehr kokettieren, doch nur 100 km Breite, bei nur wenigen rückwärtigen Doppelverbindungen hat: Brüssel—Lille—Amiens; Brüssel—Mons—Arras; Namur—Maubeuge—La Fère; Büttich—Mézières—Reims). Und auf diese wenigen Verbindungen, wozu eventuell noch Antwerpen—Gent—Calais treten kann, will man das französische Heer, d. h. 60 der 75—80 Divisionen, die man aufzustellen beabsichtigt, anweisen? — Auch wer nicht soweit geht wie der Physiologe Dubois-Reymund, der einst seine Reden mit dem gegen die damaligen französischen Chanvins gerichteten Ruse schloß: „Fort mit ihnen, sie sind die Rothäute des Ostens; man werfe sie in den Atlantischen Ozean“ — wird zugeben müssen, daß die wenigen hundert Politiker Frankreichs eine Unruhe in die politischen Verhältnisse Europas hineintragen, die ihrer Bedeutung nicht entspricht.

Der Schrei nach der dreijährigen Dienstzeit wird der Rechten nun im Kammertampfe erheblich erleichtert durch zwei wichtige Momente; einmal durch die oben erwähnte

strategische Südberschiebung, und dann durch Englands „Passade rückwärts“. Die englische Presse hat es nachdrücklich zu verstehen gegeben, daß ihre 160 000 Mann foreign-field-forces nicht mehr dazu da sind, um französischen Interessen an der Maas in erster Linie zu dienen, und die Belgier eventuell zu lehren, die militärischen Rinderschuhe auszutreten. Und nun Italiens Tat! Denn, was geschehen, ist eine schwerwiegende Handlung, die wohl imstande ist, den Balkanverhältnissen, endgültige und feste Zukunfts-Gestaltung zu geben; uns aber auch für spätere Zeiten eine maritime Basis zu schaffen für die Ernährung unserer Millionenheere. Oesterreichs Rückendeckung durch Deutschland im Herbst 1912 war der erste Akt, dem sich nun der Italiens so nachdrücklich an die Seite stellt.

Das war ein Ostergeschenk, wie wir es nicht erwartet haben, das uns aber leichteren Herzens vorwärts blicken läßt. Freilich: nicht leichtherziger. Der Satz bleibt bestehen: Europa ist in die Mobilmachung eingetreten vor der Kriegserklärung, die, wie im russisch-japanischen Kriege, mal kommen wird, ohne sich als eine solche darzustellen.

Es brodelte im alten Europa, wie in Fausts Hengstfessel. Der Rock wird den Menschenmassen zu eng. Mit ungetrübtem Blick und eiserner Ruhe können wir der weiteren Entwicklung entgegensehen. Volle Cadres sind zu schaffen. Doch Deutschlands Stärke liegt auch in der Ueberlegenheit seiner Artillerie und in seinen schweren Kanonen. Das ist ein Punkt, dessen Wichtigkeit immer noch nicht hoch genug veranschlagt wird zu einer Zeit, wo Alles dafür spricht, daß die Artillerie in verschiedenster Verwendungsart, d. h. als Feldgeschütz, als leichte Feldhaubitz, als schwere Haubitz, als Belagerungsartillerie Entscheidungen herbeiführt, bei denen die Infanterie nur als Hilfswaffe auftritt; deren Wichtigkeit aber natürlich gleichwohl den taktischen Sieg mit seinen strategischen Folgen nach sich ziehen wird.

Um so auffallender muß es wirken, daß in einem Augenblick, wo wir unsere Feldhaubitz-Abteilungen, um deren Güte und Trefflichkeit uns französische Offiziere beneiden, und denen man dort nichts entgegenzustellen hat, pro Armee-Korps um je eine Abteilung vermehren wollen, Frankreich zu einer Behelfsmaßnahme greift, die bei uns vor langen Jahren versucht wurde und zu vollkommen negativen Resultaten führte. Man will aus einem Flachbahngeschütz (7,5) Bogenschuß schießen (Tire-courbe). Der Zünder-Deffertisseur des Oberstleutnant Malandrin soll eine Granatbrennzünder-Wirkung bringen, d. h. das Geschütz soll erst nach dem Abprallen vom Boden zerspringen. Man vergiftet anscheinend dabei, daß die Explosion in dem aufsteigenden Akt einer Flugbahn stattfindet, und daher die Sprengteile nicht senkrecht genug einsinken. Man hofft auf diese Weise 80 Millionen der 500-Millionen-Anleihe zu sparen. Wir hoffen aber, daß das französische Artillerie-Schnellfeuer, durch das man eigentlich die Schwäche der Vierkanonen-Batterie aufheben wollte, unter der Durchbrechung des Prinzips der Einheitspatrone, die man durch den eventuell notwendigen Pulver-Abbruch nicht aufrecht erhalten kann, empfindlich leiden wird.

214 Millionen der restierenden 420 sind dennoch für artilleristische Zwecke bestimmt. Das neue leichtere Geschütz für reisende Artillerie steht hier wohl an erster Stelle. In ungünstigstem Lichte zeigt sich die Konzentration der Werkstätten von Bourges, die Handfeuerwaffen erneuern und Maschinengewehre schaffen sollen (von denen übrigens jede Kavallerie-Brigade bis heute erst eine Sektion besitzt) und die, neben der langen Feldkanone, auch den neuen Typ einer schweren Feldhaubitze zu liefern hat. Ueberdies ist diese schwere Haubitze nicht mal als Organ der Armee-Korps gedacht, sondern als ein Disponible der Armee-Oberkommandos also etwas weit zurück.

160 Millionen sind für Festungen und Genie bestimmt, 21 Millionen für Infanterie-Ausrüstungen und fahrbare Feldküchen. Bei ersteren sind auch die Verbesserungen für die Luftflotte und die neuen acht Dirigeables eingerechnet.

135 Millionen aber für Truppen-Übungsplätze. Das wäre ein gewaltiger Fortschritt für Frankreich, das unter dem Fehlen dieser und der größeren Garnison-Scheibenstände schwer leidet. —

Trotz der Organisation in Kavallerie-Divisionen, die doch unter Führung eines Divisions-Generals der Waffe stehen, hat man soeben einen alljährlich wechselnden General-Inspekteur der Kavallerie geschaffen, dem die gesamte französische Reiterei (ohne die Algiers und Tunis), ihre Ausbildung, wie die Fortbildung der Generale und die Leitung der größeren Kavallerie-Übungen zufällt. Daß man schon lange in Frankreich mit der Idee liebäugelt, im Kriege für drei bis vier Armee-Korps Kavallerie-Inspektoren aufzustellen, die aus den Divisions-Regimentern und Reserve-Schwadronen neue Kavallerie-Körper aus dem Boden stampfen sollen, ist eine bekannte Tatsache.

Inzwischen wird man am 15. April die Infanterie-Regimenter 164—173 neu aufstellen, unter Fortfall von 30 vierten Bataillonen. Immerhin sind Offiziere, Unteroffiziere und Cadres neu zu schaffen in einem Augenblick, wo sich Alles in dieser Hinsicht auf das Engste beschränken muß. Von diesen bisherigen Regional-Regimentern kommen nun je drei nach Verdun und Toul, je eins nach Epinal und Nizza, und zwei nach Belfort; also zur Verstärkung der troupes de couverture. Die neu aufzustellenden fünf Regimenter algerischer Schützen, für die aber die vierten und fünften Bataillone der Zuaven-Regimenter eingegeben werden in West- und Ost-Marokko stationiert werden. Der Ministerial-Erlaß sieht auch noch die Anschaffung von Hilfs-Zahlmeistern bei allen Regimentern, Erhöhung des Effektivstandes der Sergeanten bei den Regimentern mit hohem Etat, Jägern, Tirailleurs, Zuaven und Fremden-Bataillonen. Sehr schön. Nur wird der Zweifel nicht grundlos sein, daß zwischen Wunsch und Wirklichkeit mitunter mehr Dinge liegen als eine Ministerweisheit sich träumt.

P a p p e n h e i m.

Das Vorurteil gegen „Berlin“.

Der andauernde Kampf der beiden Richtungen im katholischen Deutschland wird nicht bloß in katholischen, sondern auch in nichtkatholischen Kreisen lebhaft verfolgt. Und in der Tat, es steht hier weit mehr im Spiel und Felde als nur einige oder gar viele Personalfragen; auch mehr, als bloß Differenzen taktischer Natur. Persönliche oder taktische Fragen erregen die Gemüter nicht Jahre lang und nicht bis in die Tiefen, und sie lassen sich mit wenig gutem, selbst gegen viel bösen Willen verhältnismäßig bald beilegen. In den Auseinandersetzungen zwischen „Köln“ und „Berlin“ wird um Grundsätze gestritten. Das allein erklärt die Lebhaftigkeit, man darf sagen: das berechtigt die Unermüdlichkeit der Streitenden. So tief auch der Mensch im Irdischen verstrickt ist, so heftig die anderen Kämpfe sind, die um die „Weideplätze der Erde“ geführt werden: noch immer haben Gedanken eine größere Gewalt über die Menschen ausgeübt als alle materiellen Reize und alle Schätze der Welt.

Das Streben der „Kölner“ ist, einzuschlafen, abzulenken, einzuhüllen; ihr Symbol ein Schleier, der mehr wie nur eine „Lieblingsfarbe“ aufweist. Seit Jahrzehnten dürfte das deutsche Volk in keiner wichtigen Frage des

öffentlichen Lebens so irreführt worden sein, wie dies in unseren Tagen durch die Kölner Richtung und ihre Presse systematisch und beharrlich geschieht. Allen sächlichen, offenen und öffentlichen Erörterungen geht man zunächst aus dem Wege und schiebt die Polemik auf das persönliche Gebiet. Zwingt schließlich die Gesichtslage, auch die Sache zu behandeln, so wird sie umgestaltet, halb verdeckt, oft entstellt gezeigt. Käßt sich aber am Ende eine entscheidende Stellungnahme schon gar nicht mehr vermeiden, dann ergreift man „das Wort“ und preßt und legt es aus und legt ihm unter. Im Halbdunkel der Aequivokationen mehrdeutiger, nie klar definierter Redewendungen wädhnen dann Hörer und Leser die korrekten Formen der alten guten Orthodoxie zu erblicken, während sich unter dem Grau der Zweideutigkeit ganz Anderes verbirgt. Wer sich inmitten der Verwirrungen und Verwirrer ein selbständiges Urteil, ein gutes Auge und Ohr bewahrt, wer dann auspricht, was er vernahm, gegen den wird die große journalistische Sperre verhängt: der Zustand verstärkten Schutzes der Einigkeit unter den deutschen Katholiken. Mag er auch überzeugend dartun, daß er nicht neue, eigene Meinungen vertritt, daß er nur verteidigt, was päpstliche und bischöfliche Rundgebungen jedem Katholiken längst zur Pflicht machen: er ist ein Quertreiber, Eigenbrötler, Mörgler, Hyperkatholik.

Vor allem legen es „Kölnische Volkszeitung“ und ihr Anhang darauf an, von den sogenannten „Berlinern“ auch bei Nichtkatholiken ein schreckenerregendes Bild zu entwerfen, namentlich die Verschärfung der konfessionellen Gegensätze als notwendige Folge des Auftretens der „Integralen“ hinzustellen! Diese „Fanatiker“ bekämpfen angeblich Köln, meinen aber alle Anderen; sie wollen auf weltlichem Gebiet mit Andersgläubigen überhaupt nicht zusammenarbeiten. So hört und liest man's. Das ist zwar alles eitel Lug und Trug — wer aber die konfessionelle Gereiztheit in Deutschland kennt, der weiß, wie tief und wie weit solche Ausstreunungen wirken!

Ehe wir auf diese Verdächtigungen einmal näher eingehen, sei vorerst die Frage gestellt: Ist von den Berlinern jemals ein Protestant um seiner religiösen Ueberzeugung willen angegriffen worden? Das geschah noch niemals. Wir haben uns nie an unverlässlicher konfessioneller Heße beteiligt und wollen das auch in Zukunft mit Gewissenhaftigkeit vermeiden. Wer uns konfessionelle Hader sucht nachsagt, der verleumdet.

Wir achten gern jede aufrichtige religiöse Ueberzeugung. Ist es aber unsern andersgläubigen Mitbürgern nicht verwehrt, ihr eigenes religiöses Empfinden zu pflegen; streben sie tatsächlich im privaten und öffentlichen Leben die volle Geltendmachung ihrer religiösen Anschauungen an: so kann es uns Katholiken nicht verargt werden, wenn wir unserer katholischen Religion in Treue und Gehorsam anhängen, in ihr die Kraft erblicken, die alle menschlichen Verhältnisse durchdringen soll. Gerade die Verfechter und Betonter der staatlichen verfassungsmäßigen Parität sollten für diese Tatsache und ihre Folgerungen ein Verständnis haben.

Nun aber besteht zwischen dem katholischen Glauben und den nichtkatholischen Religionen ein unüberbrückbarer Wesensunterschied, der nicht nur das private, sondern auch das ganze öffentliche Leben erfasst. Für den Nichtkatholiken ist auf religiösem und moralischem Gebiet sein eigenes menschliches Gewissen die letzte, die höchste Instanz. Der Katholik dagegen ordnet das durch den Irrtum verdunkelte und durch Leidenschaften beeinträchtigte menschliche Gewissen der übernatürlichen Leitung der auf Petrus gegründeten römisch-katholischen Kirche unter. Er ist deshalb auch in der Behandlung religiöser und sittlicher Fragen tatsächlich nicht in dem Maße äußerlich und innerlich frei und unabhängig wie der Protestant. Ein Katholik, der vor seinen nichtkatholischen Mitbürgern eine souveräne Freiheit und Gewissensautonomie in Wort und Schrift zur Schau stellte, durch pöfisches oder verschämtes Schweigen eine „Parität“ vorpiegelte, die nicht bei Katholiken, wohl aber bei Protestanten existiert, der würde — wäre er kein schlimmer Ignorant — sich einer bewußten Täuschung seiner nichtkatholischen Mitbürger schuldig machen. Der Katholik — und heiße er Windthorst oder Lieber, Porck oder Bachem — ist deshalb auch nicht befugt, nach subjektivem Ermessen als oberster

Richter oder Führer seiner selbst oder anderer die Grenzsteine der Religion und Moral auf den sozialen und politischen Gebieten zu setzen oder zu versetzen. Ob und inwiefern auf dem weiten Felde menschlicher Betätigung religiöse und sittliche Gesichtspunkte in Betracht kommen, kann nach römisch-katholischer Lehre autoritativ nur vom kirchlichen Lehramt entschieden werden. Nur dieses verfügt über die „katholische Elle“, die ausdringliche Politiker schon öfters vorwiegend zurückwiesen. Weder Zeitungen noch politische Parteien, weder Vertrauensmänner, noch Fraktionen und Vorstandschaften, auch nicht soziale Organisationen können nach eigenen Maßen verfahren und über die Beziehungen von Religion und zeitlichen Angelegenheiten aburteilen, der Gehorsamspflicht gegen die kirchliche Autorität Schranken ziehen. Kein Zeitungsartikel, keine Parlamentsrede, keine Resolution irgend einer Mehrheit, und sei sie noch so „erdrückend“ und „überwältigend“, keine als „rein politisch“ oder „rein wirtschaftlich“ ausgegebene Praxis oder noch so heißgeliebte Theorie vermag dort „Freiland“, rein wirtschaftliches, rein politisches Gebiet herzustellen, wo der Papst den religiösen und sittlichen Charakter menschlicher Handlungen und ihrer Ziele oder doch religiös-sittliche Beziehungen festgehalten wissen will. Ein Katholik, der anders denkt und spricht oder schreibt, setzt sich zu den Fundamentallehren seiner Kirche in Widerspruch.

Nur allzu leicht wird auf nichtkatholischer Seite diese Grundtatsache übersehen; nur allzu leicht ist man dort geneigt, Menschen und Dinge von sich selbst aus zu beurteilen. Selbst frei und ungebunden, traut man seinen lieben katholischen Mitbürgern jene Unfreiheit und jenen Gehorsam nicht recht zu. Dies um so weniger, als wir im eigenen katholischen Lager in der Kölner Richtung eine gut organisierte Gedankenrichtung haben, die von dieser Grundtatsache höchst ungern reden hört; selbst gar nicht davon redet und, wo immer nur möglich, davon ablenkt. Denn ein Wesensstudium der Kölner Richtung war, ist und scheint zu bleiben, die Freiheit der Protestanten auf politischem und sozialem Gebiete zu imitieren; also, da der Vorgang, solange man sich noch katholisch nennt, äußerlich bleiben muß, Mimikri zu treiben. Die Kölner Richtung: sie ist, menschlich — allzu menschlich, Mimikri.

Wenn bei Protestanten in Fragen der Religion und Moral das Gewissen das letzte und entscheidende Wort hat, so erscheint es diesen vielfach als selbstverständlich, in Beurteilung katholischen Seins und Wesens bei katholischen Dingen und Entwicklungen die ihnen eingewohnte gleiche Ordnung, die autonome Persönlichkeit vorauszusetzen. Ein gewaltiger Irrtum: da doch die religiöse und moralische Gebundenheit des einzelnen Katholiken und der katholischen Organisation an die Lehr- und Hirten Gewalt der Kirche erst das volle Verständnis für menschliches Tun und Lassen zu erschließen vermag.

Wir halten es für ein Gebot der Wahrhaftigkeit, unsere nichtkatholischen Mitbürger immer wieder auf diese unterscheidende Grundtatsache aufmerksam zu machen. Das ist keine konfessionelle Hege, kein Angriff auf die religiöse Ueberzeugung der Andersgläubigen. Wir meinen vielmehr, diesen dadurch einen Dienst zu erweisen. Bewahren wir sie doch dadurch vor trügerischen Schlüssen und Hoffnungen. Wenn uns deshalb die Organe der Kölner Richtung und ihre Wortführer verfeuern, als konfessionelle Eiferer verschreiben, so dürfte dies nicht zuletzt darin seine Erklärung finden, daß „Köln“ eine sachgemäße Orientierung des nichtkatholischen Volksteiles in diesen Fundamentalfragen nicht wünscht, wohl gar fürchtet. Wir meinen jedoch, daß jedem, mag er Katholik sein oder nicht, an der wahrheitsgetreuen Darstellung dessen, was ist, gelegen sein muß und daß darin niemand eine Erregung konfessioneller Leidenschaften erblicken kann. Die Tatsache, daß unsere nichtkatholischen Volksgenossen auch im Streit zwischen „Köln“ und „Berlin“ die ungeschminkte Wahrheit erfahren wollen, läßt uns vielmehr noch immer hoffen, daß den von „Köln“ unter den Protestanten genährten Vorurteilen gegen die Berliner Richtung allmählich der Boden entzwindet. Soviel ganz im allgemeinen für heute; über Einzelsragen später mehr.

W e n d e l i n.

Noch einmal der Kaiserpreis-Wettbewerb.

Vielleicht nicht ganz unbeabsichtigt erschien in der „Kreuz-Zeitung“, die einen richtigen Sportteil in ihrem Blatte nicht kennt, hinter Marktberichten, Bücherschau und Roquat-Anzeigen, am 4. März dieses Jahres ein Artikel der rheinischen Gasmotoren-Fabrik Benz & Co., A.-G., Mannheim, betitelt: „Benz Flugmotor“. — Dieser Artikel, richtiger: die hinter ihm stehende Firma Benz greift die „Argus-Motoren-Gesellschaft m. b. H.“ in Reinickendorf doch wohl etwas zu heftig an, wäscht sich reichlich weiß und hat wohl gehofft, un widersprochen zu bleiben. Ist es nicht ganz klar, warum Benz diesen Artikel nicht im Sportblatt der B. Z. am Mittag gebracht hat? —

Benz schreibt:

1. „Argus“ behauptet, daß die Aufstellung und Vorbereitung des mit dem Kaiserpreis gekrönten Benz-Flugzeugmotors statt der dazu gewährten drei Tage, deren acht bedurft hat.“

„Nach dem Originalprotokoll fällt die Verzögerung bei der Aufstellung und Vorbereitung des Benzmotors der Firma Benz nicht zur Last, da ihrerseits schon nach 2 Tagen der Betriebsleitung schriftlich die Erklärung abgegeben wurde, daß der Aufbau vollendet sei. Die Verzögerung wurde lediglich durch Anordnungen der Prüfungskommission hervorgerufen. Die Behauptungen der Argus-Motoren-Gesellschaft entsprechen also nicht den Tatsachen.“ —

Richtig ist: Alle Motoren, die zum Kaiserpreis zugelassen waren, hatten dieselben Anordnungen zu passieren. Als erster wassergekühlter Motor kam ein solcher der Argus-Motoren-Gesellschaft auf den Stand, der auch als erster die Bedingungen einwandfrei erfüllt hat. Die Prüfungskommission hat von Benz absolut nichts Besonderliches verlangt, nicht mehr und nicht weniger als von jeder andern Fabrik. Tatsache ist, daß nach achttägiger Frist für die Aufstellung und Vorbereitung ihres Motors die Benz-A.-G. noch eine Nachfrist erbeten und eine solche von weiteren 24 Stunden bewilligt bekommen hat.

2. Behauptung von Argus: „Vorversuch wiederholt wegen Warmlaufen“. Antwort von Benz:

Hierzu besagt das Original-Protokoll: „Bei einem der Probelaufe ist versehentlich zu wenig Kühlwasser gegeben, so daß der Motor heiß wird und eine Ventilsfeder ausglüht. Es handelt sich also lediglich um eine falsche Handhabung der Prüfungseinrichtungen bei dem Probelauf, also bei einem nicht zur Prüfung gehörigen und vom Bewerber nur zur Vorbereitung des Motors ohne Beaufsichtigung durch die Prüfstelle ausgeführten Versuch.“

Die Aussagen von Benz dürften doch zu falschen Schlüssen Anlaß geben, denn Tatsache ist, daß bei dem privaten Vorversuch der Motor nicht durchgehalten hat, da das Kühlwasser nicht oder nur schlecht funktioniert hat, während jedoch bei dem offiziellen Vorversuch der Motor warm lief, trotzdem die Kühlung in Ordnung war. —

Punkt 3. Behauptung von Argus: „Hauptversuch: 7 Stunden. Letzte halbe Stunde Leistung nachgelassen, Motor arbeitete unregelmäßig.“ Antwort von Benz:

„Nach dem Original-Protokoll erstreckte sich der unregelmäßige Gang und das Nachlassen des Motors beim Hauptversuch nur über die letzten 7 Minuten, und die Drehzahl blieb dabei in der zulässigen Grenze. Dieses Vorkommen ist also von keiner besonderen Bedeutung, da der Motor effektiv immer noch geleistet hat, was von ihm verlangt wurde.“

Dazu mag in aller Kürze bemerkt sein, daß der Motor während des Hauptversuchs weit mehr als die letzten sieben Minuten in der Leistung nachgelassen hat. Das Nachlassen des Motors betrug fast 15 Pferdestärken, was doch immerhin zu Bedenken Anlaß geben dürfte, denn in einem Flugzeug plötzlich 15 Pferdestärken zur Arbeit nicht heranziehen zu können, dürfte unter Umständen eine Gefahr für den Flieger einschließen, wenn dieser mit Passagier und kriegsmäßiger Belastung fliegt. —

Am Schluß ihres Artikels hat die Firma Benz noch ausgeführt, daß insgesamt vier Argus-Motoren gemeldet waren und fügte hinzu, daß ein Motor aus der Konkurrenz gezogen sei, nachdem er einen Defekt erlitten hatte. — Drei Motoren, die das Rennen machen sollten, haben als einzigste die ganzen Versuche einwandfrei durchgehalten. Der vierte Motor war ein 150 P. S. und lediglich ein Versuchsobjekt

von Argus. Durch den aufgewirbelten Sand, der sich in die Ventilsteuerung legte, erlitt dieser Motor den erwähnten Defekt. Dieser Vorfall dürfte höchstens beweisen, daß Argus das Richtige getroffen hat, als er seine Versuchsstände staubfrei pflastern ließ. —

Benz schreibt zum Schluß:

„Die Prüfungs-Kommission hatte eben keine Konkurrenzbrille vor ihren scharfen Sachkennernaugen.“

Dieser Satz ist stilllos und ungeschickt. Es ist nicht anzunehmen, daß die zweite Prüfung durch die Kommission in derselben Befehung erfolgt. —

Und nun das Schönste: der mit dem Kaiserpreis gekrönte „beste deutsche Flugmotor“ von Benz hat es bisher noch zu keinem einzigen Dauersflug gebracht! In den Zeitungen stand zwar, daß er bereits eine Flugdauer von 20 Minuten hinter sich hätte. Richtig! Doch in wieviel Flügen, wenn man fragen darf? In **Einem** hat er sie bis heute jedenfalls nicht erreicht, und in Johannisthal tummeln sich die merkwürdigsten Gerüchte zwischen den Schuppen. Ist's wahr oder ist's nicht wahr, daß die Firma Benz dem Flieger Hirth 10 000 Mark für einen Stundenflug ausgesetzt hat? Ist's wahr oder ist's nicht wahr, daß der Flieger Hirth (einer der besten, die wir haben) für die weiteren Experimente durch Krieger ersetzt worden ist oder werden soll? Trifft die Aussetzung einer Prämie zu, so spricht sie Bände. Die Firma Benz aber täte gut, offen zu erklären, ob ihr Prämienangebot an den Flieger Hirth oder einen andern zutrifft. Denn es würde beweisen, daß sie selber nicht an die von ihr in der Kreuzzeitung aufgestellte Behauptung glaubt, daß der Kaiserpreis an den „technischen Sieger“ der so merkwürdig ergebnislosen Konkurrenz gefallen sei. Eins, jedenfalls, ist gewiß. Wollten Argus, R. V. G. oder Mercedes für jeden Stundenflug 10 000 Mark bezahlen: die Preise würden auch die fettesten Dividenden verzehren; denn sie gingen in die Hunderttausende, bei Argus vielleicht in die Millionen. So haben, wie uns auf Anfrage mitgeteilt wird, zum Beispiel die am Kaiserpreis-Wettbewerb beteiligt gewesenen Argus-Motoren alle drei schon mehrstündige Flüge hinter sich. Und zwar ohne Prämienzusicherung.

Benz müßte offen antworten, ob das Gerücht, daß ein Preis von 10 000 Mark für einen einstündigen Flug von ihr als Prämie ausgesetzt sei, der Wahrheit entspricht.

Endlich schweigt sich die Firma Benz vollkommen darüber aus, ob sie nunmehr genaue Kopien des Kaiserpreis-Motors, der doch der beste aller Flugmotoren sein sollte, für die Flieger anfertigt und welche Erfolge der Benz-Motor bisher aufzuweisen hat.

Zum Schluß noch eine Bemerkung zur Preisgerichtspraxis.

Würde es sich für den nächsten Wettbewerb nicht empfehlen, daß die Preisrichter sich verpflichten müßten, mindestens eine Stunde mit dem Kaiserpreis-Motor zu fliegen? Welche schwere Strafe würde sie getroffen haben, wenn eine solche Bestimmung für den ersten Wettbewerb schon gegolten hätte!

Dr. M.

Sprechende Symptome.

Unter dieser Ueberschrift brachte das katholische Blatt „Il Trentino“ in Nr. 57 vom 10. März einen Artikel über den Generalstreik, vermutlich aus der Feder eines hervorragenden Mitgliedes des österreichischen Parlamentes und Führers der katholischen sozialen Bewegung im italienischen Teile von Tirol. Wir glauben, seine Gedanken unsern Lesern mitteilen zu sollen, weil sie zu ernstem Nachdenken anregen.

„Früher betrachtete man den Streik — und besonders den Generalstreik — als den Exponenten des Kampfes zwischen Arbeit und Kapital. Er galt als die letzte Phase einer wirtschaftlichen Schlacht, als letztes Mittel, zu dem das Proletariat griff, um seine eigenen Rechte zur Anerkennung zu bringen und um bessere Zustände zu erlangen. So blieb der Streik auf „rein“ wirtschaftlichem Gebiete, und die Kritik und Verteidigung, die gegen ihn oder zu seinen Gunsten gemacht wurde, sah immer auf den wirtschaftlichen

Schaden oder Nutzen, der aus dem Streik folgte, und auf den Rückschlag, der sich in der Industrie, im Handel und in verschiedenen Gesellschaftsklassen fühlbar machte. Und immer unter diesem Gesichtswinkel diskutierte man seine Erlaubtheit und Nützlichkeit.

„Die Diskussion wurde noch viel animierter in bezug auf den Generalstreik, weil dieser das Leben einer ganzen Nation kompromittiert, die ganze Industrie und den Handel eines Landes suspendiert und unvermeidlich von enormen Schädigungen begleitet ist, die Bürger der öffentlichen Dienste beraubt und so alle öffentliche und private Tätigkeit lahm legt.

„Aber wie man auch den Generalstreik beurteilen mag, die Wirkungen, die er herbeiführt, hielten sich anfangs innerhalb des — wenn auch erweiterten — Gebietes, auf welchem der Konflikt entstand und sich weiter entwickelte, der dem Streik seinen Ursprung gab — ein eminent wirtschaftlicher Kampf.

„Später wurde der Streik durch die extremen Parteien vom wirtschaftlichen Gebiete auf das politische übertragen.

„Man darf jedoch nicht glauben, daß die Arbeiterklasse bei dieser vollständigen Denaturierung des Streikes am meisten interessiert war. Nein, diese Verwandlung des furchtbarsten Verteidigungsmittels, das dem Proletariat zur Verfügung stand, ist vor allem das Werk trüber Politiker, die sich als soziale Protektoren, als Wohltäter der leidenden Menschheit ausgaben und sich zum Herren der sanften sozialrevolutionären Herde machten.

„In den Arbeitskammern und Logen dekretierten und dekretieren sie noch jetzt den Generalstreik für ihre politischen Zwecke, und diese Zwecke bleiben dem verborgen, der den Streik macht und dafür sein eigenes Wohl und manchmal sein eigenes Leben den Folgen desselben aussetzt.

„Die Arbeiterklasse konnte es aber nicht auf die Dauer ertragen, daß man ihre furchtbarste Verteidigungswaffe so zerstörte. Dem, der ihre eigene Existenz zu oft einer traurigen Gefahr ausgesetzt hatte, um die politischen Absichten einzelner Personen, einer Oligarchie, einer Clique zu fördern oder zu beschleunigen, die beim Kampfe nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten — dem setzte sie ein furchtbares Halt entgegen und offenbarte eine solche Stimmung, aus der die Führer ersehen konnten, daß das Proletariat nicht mehr jene nützliche und geduldige Menge war, die von ihnen ungestraft gepregelt werden könnte.

„Die Arbeiterklassen hatten die traurige Erfahrung nicht bloß der Schäden gemacht, die der Generalstreik für alle öffentlichen und privaten Tätigkeiten des Landes herbeigeführt, indem sich auch in der öffentlichen Meinung eine offenbar ungünstige Strömung gegen die Urheber desselben gebildet hatte, sondern sie hatten auch Schädigungen erfahren, die sie mehr wirtschaftlich berührten, was man aus Berechnungen konstatieren konnte. Daher verzichteten sie fast gänzlich auf dieses Kampfmittel; sie gebrauchten es nicht, außer in den schwerwiegendsten Fällen, oder sie nahmen nicht einmal den Vorschlag an, den ihre Führer ihnen dazu machten.

„Wenn nun angesichts der aus dem Generalstreik folgenden Schäden die Arbeiterklasse fast definitiv auf den wirtschaftlichen Streik verzichtete, so kann man sich vorstellen, mit welchem Herzen sie geneigt war, den politischen anzunehmen.

„Diese Rückkehr zur Vernunft wird durch Tatsachen bestätigt. Wer erinnert sich nicht — um einen Fall zu zitieren, der noch frisch im Gedächtnis ist —, an das großartige Fiasko, das die italienischen Sozialisten im vergangenen Jahre machten, als sie den Generalstreik als Protest gegen die lybische Eroberung in Szene setzen wollten?

„In diesen Tagen hatten wir endlich zwei Beispiele von einem Versuche des Generalstreiks, Beispiele, die in ihrem Zusammentreffen, in der Gleichheit ihrer Zwecke und in ihrem endlichen Ausgange das un widersprechlich beweisen, was wir oben sagten.

„In Ungarn und in Belgien will die sozialistische Partei — oder besser jene Bruderschaft von Advokaten, die in allen Staaten die revolutionäre Bewegung der Arbeiterklasse dirigiert — die Arbeiter in die Kornspeicher eines politischen Generalstreiks ziehen.

„Aber diesmal — und das ist ein neues und der aufmerksamen Betrachtung wertvolles Phänomen — war der Streik ungefähr wie der arabische Phönix! Immer länger wurde der Schatten, den er vorauswarf, und zuletzt wurde er doch feierlich abgefagt.“

„Man erinnere sich dagegen an die wahren Generalstreiks, an jene, die spontan aus dem Kampfe zwischen Kapital und Arbeit entstanden für ein wirtschaftliches Interesse und eben solche Vorteile, welche die Arbeiter-Klassen erobern zu können und zu müssen glaubten. Damals entsprang der Generalstreik, auch wenn er nicht ganz spontan war, doch aus dem Willen der Interessierten. Kaum erkannten sie in ihm das Mittel, das ihnen den Sieg verhieß, so proklamierten sie ihn selber — und ihn proklamieren hieß soviel als ihn ausführen.“

„Die Lage hat sich daher gebessert. Früher war das Proletariat der bequeme List für den, der schnell und ohne Anstrengung den Aufstieg machen wollte. Heute beginnt es die Augen zu öffnen und zwischen Streik und Streik, zwischen Waffen und Waffen, zwischen Schlacht und Schlacht zu unterscheiden; es hat in bitterer Erfahrung den Mut gefunden, seinen vorgeblichen Befreier verständlich zu machen, daß das Volk, das arbeitet und schwitzt, wirklich nicht gewillt ist, die Rolle des nützlichen, geduldigen und geprügelten Esels bloß zum Vorteil für die Bahnbrecher der Politik zu spielen.“ —

Soweit die Ausführungen des „Trentino“. Wir möchten noch ein Wort hinzufügen. Der Artikelschreiber bemüht sich gewiß, die Dinge von seinem Standpunkt so objektiv als möglich darzustellen. Der Streik jedoch, selbst wenn er zunächst nur wirtschaftlichen Gründen entspringt, kann niemals als eine rein wirtschaftliche Aktion betrachtet und beurteilt werden. Pius X. hebt in seiner Enzyklika *Singulari quadam* mit vollem Recht und in Übereinstimmung mit dem wirklichen Tatbestand hervor, daß im Streik vornehmlich eine religiöse und sittliche Angelegenheit erblickt werden muß. Jeder Streik zielt auf eine Neuordnung des Arbeitsverhältnisses ab und greift in dieser Eigenschaft tief in das Gebiet des Rechtes und der Sitte ein. Auch der als rein wirtschaftlich ausgegebene Streik will eine Veränderung rechtlicher und sittlicher Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer herbeiführen. Nun ist es aber Aufgabe der Staatsgewalt, die rechtliche Ordnung zu schützen und auszubauen. Indem der aus wirtschaftlichen Gründen proklamierte Streik diese Hoheitsrechte der weltlichen Obrigkeit tangiert, gewinnt dieser auch politischen Charakter. Diese Tatsache darf bei der Beurteilung des wirtschaftlichen Motiven entspringenen Ausstandes nicht übersehen werden.

Es gibt aber auch Generalstreiks (und ebenso Generalausperrungen), die zunächst von wirtschaftlichen Erwägungen ihren Ursprung nehmen, jedoch die allerschwersten politischen Erschütterungen zur unmittelbaren Folge haben. Das ist der Fall, wenn in einem Berufszweige sämtliche Arbeiter sämtlichen Arbeitgeber aus wirtschaftlichen Gründen den Krieg erklären, wie dies beispielsweise im letzten englischen Bergarbeiterstreik geschah. In dem Augenblicke, da solch ein Generalstreik ausbricht, wird die Tätigkeit eines ganzen Standes lahmgelegt. Der Berufsstand aber ist ein ganz unentbehrliches Glied im Organismus der Volkswirtschaft. Werden seine Leistungen und Funktionen durch den Streik unterbunden, so ist die Störung der gottgewollten Harmonie der Gesellschaft die unabwendbare Folge eines solchen Vorgehens. Richtet sich auch die Spitze eines solchen, aus wirtschaftlichen Gründen inszenierten Generalstreiks, nicht unmittelbar gegen die staatliche Autorität, so erschüttert ein derartiger Kampf doch die naturgesetzliche Ordnung in der Gesellschaft und dadurch das Allgemeinwohl im Fundament. Die politischen Konsequenzen solch eines aus wirtschaftlichen Gründen unternommenen Generalstreikes sind darum in der Regel auch so einschneidend, daß der revolutionäre Charakter dieser angeblich rein wirtschaftlichen Aktion gar bald selbst für den oberflächlichen Zuschauer in die Erscheinung tritt. So verschwinden in der Wirklichkeit die Grenzen zwischen den aus wirtschaftlichen und aus politischen Gründen ein-

geleiteten Arbeiterbewegungen. Deshalb läßt sich auch die Fiktion nicht aufrecht erhalten, als könnten die Arbeiter dann nicht in die politische Ordnung und die Hoheitsrechte der Staatsgewalt eingreifen, wenn sie unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten den Kampf gegen die Arbeitgeber aufnehmen; als sei nur der aus politischen Motiven betriebene Generalstreik moralisch und rechtlich zu verwerfen.

Ist der Streik nach unserer Ansicht, auch wenn er aus wirtschaftlichen Gründen proklamiert wird, schon an sich eine Krankheitserscheinung der Gesellschaft, so ist ein Generalstreik, der politischen Motiven entspringt, erst recht ein sicheres Zeichen schwerer, innerer Erkrankung des Staates. Denn er besagt nichts weniger als den Aufbruch gegen die bestehende Staatsgewalt. Er ist das fürchtbarste Drohmittel der Parteien gegen die herrschende Regierung. Soweit er von Parteipolitikern ausgeht, die selbst Delegierte des Volkes und als solche Mitgesetzgeber sind, ist er ein Versuch, die bestehende Ordnung zu vergewaltigen, und deshalb der Anfang der Revolution, die konsequent zur Anarchie drängt.

Mit Notwehr und Notstand kann man diesen politischen Generalstreik niemals entschuldigen. Denn eine rechtliche Notwehr der Volksvertreter gegeneinander innerhalb ihrer legislativen Gewaltssphäre käme einer Notwehr der Staatsautorität gegen sich selbst gleich, was doch ein Unding wäre. Und von einem Notstand kann keine Rede sein, solange die staatliche Autorität mit ihrem Parlament überhaupt noch besteht: denn das wäre Proklamierung der Anarchie, noch ehe sie eingetreten ist.

Daher erblicken wir in den Vorgängen in Ungarn und Belgien das sprechende Symptom der Krankheit, welcher der heutige parlamentarische Staat angesetzt ist und deren Prognose auf Kollaps mit tödlichem Ausgang lautet.

R o m o l o.

An die Adria.

(Cetinje—Rijeta.)

„Kennen Sie die Geschichte des Herrn von Ruppelwieser?“ Wir antworteten „Nein“ und gaben unserer Bereitwilligkeit Ausdruck, die Geschichte anzuhören.

„Es wird leider ganz dunkel sein, wenn unser kleiner Rüstendampfer in Pola einläuft, und so können Sie den Schauplatz der Handlung, die Brionischen Inseln, nicht mehr sehen“, sagt unser Gewährsmann. „Sie wissen, daß die Inseln die Einfahrt zum Hafen von Pola decken, aber Sie wissen vielleicht nicht, daß sie früher der schlimmste Malariaherd waren, den man sich nur denken kann. Ganz Pola wurde durch die Nachbarschaft der Inseln verseucht. Nach Pola kamen Generäle und Admirale, kamen Verwaltungsbeamte und Würdenträger und alle sagten „diese schrecklichen Brionischen Inseln, in Pola ist es ja vor Schnacken und Malaria nicht auszuhalten“. Und dann kam Herr von Ruppelwieser; der sagte nichts, er dachte bloß nach, und dann stellte er den Antrag, er wolle diese Inseln, die ja doch niemand brauchen könne, kaufen. Man gab sie ihm mit tausend Freuden; so hatten die Inseln doch wenigstens Geld eingebracht.“

Herr von Ruppelwieser setzte sich mit Geheimrat Robert Koch in Berlin in Verbindung und fragte ihn um Rat, wie man die Inseln von der Malaria befreien könnte. Auf Empfehlung von Geheimrat Koch siedelte für einige Monate einer seiner Assistenten nach den Brionischen Inseln über: Nach kurzer Zeit waren die Brionischen Inseln von der Malaria befreit, und der Herr von Ruppelwieser baute dort Sanatorien und Restaurants und machte aus den Inseln einen Kurort von solcher Bedeutung, daß er nach einigen Jahren schon sagen konnte: „An Kurgästen, die nicht mindestens 50 Kronen pro Tag brauchen, liegt mir nichts.“ Er errichtete dort eine Versuchszuchtstation für Hagenbeck, fand römische Altertümer, ließ Parks und Gärten anlegen,

*) Diese Zeilen über das zur Zeit wieder in den Mittelpunkt des europäischen Interesses gerückten Montenegro stammen nicht von einem Globetrotter, sondern von einem bekannten Vertreter erster Wissenschaft. Ihr Wert wird sich dadurch in den Augen unserer Leser gewiß nicht verringern. D. R.

so daß die Inseln heut ein wahres Paradies sind. Während die Inseln so im Aufschwung waren, fiel dem österreichischen Staate plötzlich ein, daß der ganze Kriegshafen von Pola durch den Verkauf der Brionischen Inseln an Sicherheit erheblich verloren habe. Man war gezwungen, Herrn von Ruppelwieser von jeder der beiden Hauptinseln eine Spitze abzukaufen, um Forts darauf zu errichten, und man erzählt sich an der ganzen istrischen und dalmatinischen Küste, daß der Herr von Ruppelwieser für diese beiden Spitzen ebenso viel bekommen hätte, wie er seinerzeit für die Brionischen Inseln bezahlt habe. Man erzählt sich übrigens an der Küste noch andere hübsche Dinge.

Dies war im Anfang unserer Reise. Von Pola an ging es im Postdampfer die Küste entlang mit Berührung der Stationen Zara, Sebenico, Spalato, Ragusa und Cattaro. Als wir am Morgen in das die Straße nach Cetinje fahrende Automobil stiegen, war entsetzliches Wetter, eine Art Zwiischending von Schnee und Regen, das die Aussicht auf die Bergfahrt nicht besonders behaglich machte. Als wir aber auf die großen Serpentinien kamen und das Auto bei dieser Rasse ganze Strecken rutschte, wurde die Situation immer unbehaglicher.

Die Fahrt den mächtigen schwarzen Berg hinauf ist so wunderbar schön, daß selbst sehr unangenehme Empfindungen, wie die vorerwähnten, nicht lange anhalten können. Bald zur Rechten, bald zur Linken der Ausblick auf die herrliche Bucht von Cattaro und auf das reizend am Fuß des schwarzen Berges gelegene Cattaro selbst; auf der anderen Seite die steile dunkle Wand. Nach etwa zweistündiger Fahrt geht es über eine Art von Paß und im selben Augenblick ist auch die Bucht von Cattaro vollständig verschwunden und eine öde Hochebene liegt vor uns. Auf dieser liegt, etwa eine halbe Stunde weiter, Heguz, die Heimatstadt des Königs Nikita. Dann geht es weiter; die prachtvolle Straße entlang wieder in Fahren immer höher, und die Gegend wird immer öder und steiniger. Nach längerer Fahrt senkt sich die Straße etwas und vor uns liegt Cetinje, sich mit seinen grauen niedrigen Steinhäusern kaum von der es umgebenden Steinwüste abhebend. Wir fahren ein und das Auto hält. Was nun folgt, ist ein erbitterter Kampf mit der männlichen Jugend von Cetinje. Von 9 Jahren aufwärts bis zu 15 Jahren drängen sich etwa 40 bis 50 junge Menschen um den Wagen herum. Jeder erbeutet, so weit der Vorrat reicht, ein Gepäckstück und versucht damit zu entkommen; man merkt erst nach einer Weile, daß es sich bei diesem Ueberfall nicht um einen Raubanschlag, sondern um friedliches Gepäcktragen handelt. Wenn man glücklich seine Träger und Gepäckstücke dann wieder zusammengefunden und sich mit ersteren über das Hotel, in dem man einkehren will, geeinigt hat, entwickelt sich das übrige Programm rasch und ohne weitere Schwierigkeiten. Nach kurzer Zeit sitzt man in dem recht netten Hotel und einige Minuten später ist es möglich, Cetinje in Augenschein zu nehmen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Stadt eine Residenz ist, so kann man ein lebhaftes Staunen nicht unterdrücken: wenige Straßen, einstöckige kleine Häuser. Abweichend sind nur das Schloß, die Gesandtschaften und die beiden Hotels gebaut.

Da der nächste Tag ein Sonntag war, so war am nächsten Morgen Kirchgang. Der Anblick der Montenegriner und Montenegrinerinnen in ihrer wundervollen Tracht muß ganz herrlich sein. Uns war die Freude, dies zu sehen, aber leider versagt, da infolge des immer mehr niederströmenden Regens sich jeder und jede in dunkle Ueberkleider gehüllt hatte. Auch wir gingen nach der am Fuß des Berges gelegenen Kirche, deren Vorchalle die Gräber der königlichen Familie enthält. Aber auch dort war zu unserem Leidwesen die Verhüllung der Gestalten dieselbe, so daß wir nach kurzer Zeit die Kirche verließen, um dem österreichischen Gesandten von Cetinje unseren Besuch abzustatten. Dem österreichischen Gesandten, denn der deutsche war damals erst im Begriff, seine Wohnung in Cetinje einzurichten, und befand sich daher beständig unterwegs zwischen Ragusa und der montenegrinischen Hauptstadt. Als wir dem österreichischen Gesandten mitteilten, daß wir gewillt seien, weiter nach Rijeka und Skutari zu gehen, riet er uns energisch davon ab. Damals, im Frühjahr 1910, war ge-

rade der albanische Aufstand im Gange und in Cetinje glaubte man, daß die Aufständischen in kurzer Zeit vor Skutari stehen würden. Wir hatten erst die Absicht, dem Rate des Gesandten zu folgen; als sich aber nachmittags das Wetter aufheiterte, der Himmel blau wurde und so die ganze Eigenart des Landes vollkommen zur Geltung kam, brachten wir es nicht übers Herz, nicht wenigstens bis Rijeka zu gehen: mit dem leisen Hintergedanken, uns, im Falle nicht gar zu schlimmer Nachrichten, am nächsten Tage doch auf den Weg nach Skutari zu machen. Und so machten wir uns dem nachmittags auf den Weg: zunächst nach Rijeka. Die Straße nach Rijeka ist als Kunststraße ebenso schön angelegt wie die Straße von Cattaro nach Cetinje. Die Gegend trägt etwas anderen Charakter, ist aber ebenso anziehend wie auf der anderen Seite des schwarzen Berges. Besonders der erste Blick auf den See von Skutari ist geradezu zaubernd.

Wir marschierten frisch darauf los und eilten zuletzt, Abschnewege benutzend, nach Rijeka hinunter. Gleich beim Einmarsch in Rijeka begegnete uns etwas Unerwartetes. Auf der Mitte der Straße kam uns ein Wagen entgegen, beladen mit Weinschläuchen; von einer Art, daß uns die Lust ankam zu fragen, ob dieselben vielleicht zum Gastmahl der Freier aus Jthaka bestimmt seien. Wahrhaftig, der ganze Wagen war mit prall gefüllten Ziegenhäuten beladen. Weiterhin begegneten uns Waffen tragende Montenegriner und schwer wie Lasttiere beladene Frauen. Die Montenegriner halten jede eigentliche Arbeit für unter ihrer Würde und überlassen dieselbe ihren Gattinnen, während sie selbst in ihrer schönen Tracht mit ihren Waffen paradien. Als wir unser kleines, außerordentlich einfaches, aber sauberes Gasthaus betraten, hatte ich die Freude, einen etwa vierzehnjährigen, italienisch sprechenden Jungen dort vorzufinden. Doch war das Italienisch so mangelhaft, daß die Bestellung des Abendessens einige Schwierigkeiten bereitete. Das Resultat derselben war eine mit Hammelfett zubereitete Suppe und ein altes Huhn. Immerhin waren die Besitzer des Häuschens so zuvorkommend, die Zimmer so sauber, daß die allseitigen Warnungen vor einem Uebernachten in Rijeka uns eigentlich nicht begreiflich wurden; besonders, da man, um dies zu vermeiden, in Cetinje sehr früh aufstehen und den wunderbaren Weg per Wagen machen mußte, um das Dampfboot nach Skutari, das ziemlich früh am Vormittag Rijeka verläßt, noch zu erreichen. Am nächsten Morgen, nach einem herzlichen Abschied, verließen wir Rijeka und gingen die kurze Strecke zur Bootsanlegestelle, um die Fahrt über den Skutari-See anzutreten.

Ach me d.

Splitter.

Vor vierzehn Tagen sprach ich hier in einem (fast drei Spalten füllenden) Artikel über den vor zwei Jahren vom Spruchkollegium der protestantischen Preussischen Landeskirche seines Amtes entsetzten Pfarrers Jatho, der kürzlich einer Blutvergiftung erlag. Wie ich ihn sah. „Er hatte,“ schrieb ich, „das Apostolikum entkeimt, den Begriff des Christentums um Sinn und Inhalt gebracht, und war doch bis an seines siebten Jahrzehntes Schwelle mit kunstvoller Glätte Hüter einer Protestantengemeinde geblieben. Ein guter Redner, ein weicher, von der Intelligenz, deren Abstraktion sich ihm zum Gottesbegriff verflüchtigt hatte, nicht übermäßig bedachter Mann, der sich an klingendem Wort und milder Gemütsregung erbaute.“ Ein braver Mann von Mittelwuchs, doch kein Heros. Der aus ihm mit allen Machtmitteln einer wohlorganisierten Phalanx aber gemacht werden sollte. Wochenlang, in hundert Blättern. Und als er starb, verglich ich die kümmerlichen Nekrologe, die eine längst vor neuen Idolen den Rücken krümmende Gesellschaft ihm zwischen zwei Jubiläumsberichten noch gönnte, mit dem Hofianna von ehemals. Um den früh Verstorbenen zu tranken? Nur, wer nicht lesen kann oder will, kann behaupten. Gegen eine Gesellschaft, die mit Lob und Tadel einen nachgerade unerträglichen Anflug treibt und morgen vergiftet (wenn nicht verbrennt), was sie gestern noch angebetet hat, ging meine Rüge. „Heute,“ schrieb ich,

„auf des Ruhmes Zinne, morgen vor neuer Mode wieder in die Gleichgültigkeit leicht vergessener Alltäglichkeit gerückt. Auch Jatho hats erfahren.“ Sollte mans für möglich halten, daß Erwachsene einen solchen Gedankengang nicht verstehen können? Und doch ist mir nun begegnet. Im „Berliner Tageblatt“ senzte ein Katholik seinen Kummer über meinen Artikel aus, nennt ihn „geschmacklos und gehässig“, „unwahr und entehrend“, und findet, daß ich Jatho „in niedriger Weise bekräftigt“ habe. Blech. Weil er nicht lesen kann, hab ich gesagt: collegium logicum. Als ich den Aufsatz jetzt wieder las, kann er mir außerordentlich milde vor, und Zuschriften lehren mich, daß auch andere, auch Protestanten diesen Eindruck hatten. Und ich fragte mich, was der Enttäuschte (in weiter Runde er allein) eigentlich wollte. Soll an jedem Grabe jede Wahrheit, jede Ueberzeugung verstummen? Man kann diesen Standpunkt einnehmen, sollte ihn Andern aber nicht aufzuzwingen versuchen und mit sich wenigstens darüber im Klaren sein, daß er die Wahrheit zum Schachergut des Opportunisten macht. Seht euch, ihr Dünnhäutigen, doch in Welt und Literatur einmal um. Kaum einer, von dem die Geschichte und die Verehrung Nachgeborener erzählt, hats mit der tausendfachen Zimperlichkeit gehalten, die man uns zumutet. Ich will nicht ins Altertum, nicht ins Mittelalter gehen, und auch die Zeit der Reformation mag ruhn (obwohl gerade sie recht Lehrreiches in Massen böte), um die Beispiele nicht allzu leicht zum Berge zu schichten. Ferne Zeit mit modernem Empfinden manchmal ferner Sitte. Aber bitten muß ich, ehe man sich zum magister morum aufwirft, sich erst einmal umzusehen, wie der alte Fritz und die zweite Katharina, Voltaire und Diderot über Tote, Hunderte über den entmachteten, nachher über den toten Napoleon sprachen; und wie, umgekehrt, der Korse von manchem seiner Toten sprach. Werwilsch? Mag sein; dann sind Stein und Gneisenau, Blücher und Clausenitz, Hardenberg und Senz, Arndt und Niebuhr aber arge Sünder. Und wo käme selbst Goethe hin, der über Kleist und Wieland, ja über Freund Schiller sogar recht lieblose Worte fand? Wo Schopenhauer, der über Fichte und Herbart, Schelling und Hegel das Bitterste sagte? Und dabei stehn wir vor den immergrünen Gräbern unsrer Großen; weder im Gebiet der Theologie noch in dem nicht minder intoleranten der Politik. Was Görres und Heine, Börne und Laube, Wagner und Nietzsche vor kaum geschlossenen Gräbern sprachen, weiß jeder literarische Baccalaureus, und Sainte-Beuve wie Renan, Taine wie Brunetière haben die Wahrheit auch vor Toten nicht der Konvention geopfert. Als Bismarck ging, sogar als er starb, wurden Sachen geschrieben und gedruckt, die ich Herrn Jatho nicht ins Grab, nicht in jenes Jenseits, „über das er nie mit sich zur Gewißheit gelangte“, nachrufen möchte; und als Holstein geendet, stand in einem großen Berliner Blatte Allerlei, was auf übergroße Schüchternheit im Urteil nicht schließen ließ. Keine Angst, daß ich mich mit den Großen, die ich nannte, vergleichen möchte; nichts läge mir ferner. Wo aber blieb der Empfindliche, als die Entschließungen und Entscheidungen des Höchsten, den es auf dieser Erde für ihn geben darf, monatelang der unfreundlichsten Kritik unterzogen wurden? Er schwieg; schwieg, weil er auf dem Boden jenes Briefes steht, den Laménais am 5. November 1833 an Gregor XVI. schrieb. „Der Christ“, heißt da, „darf nur gehorchen in religiösen Dingen, bleibt aber ganz frei vor der geistlichen Macht in den Meinungen, Worten und Handlungen, die das Zeitliche betreffen.“ Doch mich, den Fernerstehenden, interessiert das hier nicht; was mich aber interessiert, ist, daß der Katholik gerade von Jathos Haupt mit so betullichem Eifer jedes Stäubchen wischt, da er doch selber von ihm nichts zu rühmen weiß. Oder soll es Ruhm schon heißen, daß Einer ein „charakterfester Ehrenmann“ ist, „der für seine als richtig erkannte Idee lebte und litt?“ Litt? Der Leidende saß am Abend, ehe er seinem zuständigen Richter sich stellte, in der lustigsten deutschen Oper, und hatte, als er nach Berlin fuhr, die Gewißheit einer sorgenlosen Zukunft in der Tasche. Nicht jedem wird das Martyrium so leicht gemacht. Wie viel stille Ueberzeugungsoffer, viel schwerere, viel ernstere, werden Tag für Tag gebracht, und hinter vielen steht ein Mensch mit seines Herzens bangem Schlag. Wer kimmert

sich um ihn? Wie mancher simple Journalist gab seine Stelle hin, weil er, nach ernster Selbstprüfung, nicht konnte, was er sollte, und stand schweigend, oft hungernd, vis-à-vis da. Hat sich jemand um ihn gekümmert? Ihm Vorbeerkränze gewunden und Versammlungen zusammengetrommelt? Niemand. Vielleicht wünscht ers gar nicht; sucht einsam und in farger Dürftigkeit den Kraftstet, der ihm blieb, zu sammeln, um noch einmal, vielleicht zum letzten Mal, den Weg ins raue Leben zu wagen. Blickt euch um; wer sehen will, dem bleibt die Welt und ihre Not nicht stumm. Und werft den grünen Kranz nicht immer nach der Ecke, wo die lautesten Epigonen lärmen.

* * *

Dieselben, die jetzt kein armes Wörtchen übrig haben für wirkliche Größe, wenn sie im schlichten Gewande erscheint.aset ihr irgendwo einen Satz, eine Silbe auch nur über den Franziskaner Palitsch, den in der Karwoche die von politischen Mächlern gestachelte rohe Wut sinnlos gewordener Halbbarbaren zum Märtyrer machte? Und der nicht von den Meistersingern weg im D-Zug zu seinen Richtern fuhr? Nichts. Ein kurzes Telegramm, ein Wort des Abscheus, keins für den Helden. Keine Zeit. Durch die Karwoche der westeuropäischen Christenheit dröhnten die Kanonen der im Osten sich schlachtenden Segner, und bei uns übertönten die Debatten über die (dringend nötige) Heeresmehrung und die (unbeschreibliche) Vermögensabgabe, die kurz gedrehten Pflichtprüchlein über der Menschheit folgenreichstes Mysterium. Aus unserm Leben droht alles echte Empfinden zu schwinden. Darum das oft so merkwürdige Irren im Urteil, die Abhängigkeit vom Schein und das Versagen im Erkennen der Zusammenhänge, der Ursachen und Ziele.

Julius.

Verächtliche Praktiken.

„Seit mehr denn Jahresfrist werden Katholiken (und auch Protestanten) Deutschlands und Oesterreichs bestürmt, um Gottes und der lieben Heiligen willen ein Scherflein für den dringend notwendigen Kirchenbau in Berlin-Bankwitz zu spenden. Vom Potsdamer Bahnhof führt die Stadtbahn in einer Viertelstunde nach Bankwitz, einem überaus prächtigen Villenort. Villa reiht sich an Villa, Garten an Garten. Und in angenehmen Wegen steht man bald vor der neuen katholischen Kirche. Es ist ein schmucker Bau in einem hochmodernen Stil. Aus einem Sandsteinkern wächst ein eleganter Turm heraus, der in eine Laterne endet. Helmpitze und Laterne sind mit Kupfer gedeckt. Wenn man eine säulengetragene Vorhalle, wie sie oft in Tirol vorkommen, durchschritten hat, steht man vor drei prächtigen Bronzetüren. Im ganzen führen sechs kostbar mit Tierornamenten verzierte Bronzetüren (auch die Türrahmen sind von Bronze) ins Innere. Im Innern einigt sich das Lonnengewölbe des Mittelschiffes mit den flach kassettierten Seitenschiffen zu einer harmonischen Gesamtwirkung. Dreißig schwarz geprenkelte Marmorsäulen aus Labrador tragen Gewölbe und Decken. Jede Säule ist ein Monolith mit vergoldetem Bronzekapitell. Kanzel, Kommunionbank und Altar sind jedes in sich ein Meisterwerk aus Bronze und Edelmarmor. Zwei wundervolle Leuchter — auch aus Bronze — hängen in den Seitenschiffen; einer stellt Jesus in einem Schiffe dar, der andere Jonas mit dem Walfisch. Aus Bronze und Marmor besteht der kostbare Taufstein. Ueberhaupt macht die Kirche einen hocheleganten Eindruck. Der Boden ist geplattet, unter den Bänken liegt Parkett. Jede Einzelheit, bis auf die Rahmen der Stationen und die Randelaber auf den Altären, eigens nach Zeichnung des Baumeisters hergestellt. Ueberhaupt, man würde seine helle Freude an der prächtigen Kirche haben, wenn die Willenbewohner von Richterfelde und Bankwitz die Kirche selbst gebaut hätten. Die Kirche und innere Ausstattung war fertig, da ging in Massenbetrieb der folgende Notschrei in die katholische Welt:

Katholisches Pfarramt, Berlin-Richterfelde 1,
Juni 1912.

... Wenn auch alles auf das knappste und sparsamste bemessen wird — die Kirche wird ein einfaches

Bauwerk, kein sog. Prachtbau —, wenn auch von aller Inneneinrichtung (Altar, Kanzel, Gestühl usw.) zunächst Abstand genommen wird, es reicht immer noch nicht, um wenigstens den „äußeren Bau“ bezahlen zu können.

gez. Behrer, Pfarrer.

Der obengenannte Berliner Pfarrer hat ganz recht, wenn er sagt, das Sammeln müsse unterjagt werden, wenn die Not behoben sei, die innere Ausstattung der Kirche müsse der Gemeinde selbst überlassen werden.“

Dies Alles, denkst Du, stammt aus dem „Vorwärts“ oder einem Großlogenblatt, ist also weiterer Beachtung nicht wert. Denn sicher ist Alles wieder einmal tendenziös entstellt und zu unförmlichem Zweck ganz heidenmässig gelogen. Wie richtig, bester Leser, ist Dein Urteil und wie falsch zugleich! Es ist wirklich Alles zu unförmlichem Zweck entstellt, und nicht in einem Logenblatt oder im „Vorwärts“ hat die Sache gestanden, sondern in der führenden katholischen „Kölnischen Volkszeitung“ des Herrn Julius Bachem. Die sich jetzt, vierzehn Tage nach dem wunderbaren Elaborat („Es stammt aus einem edlen Haus; Das kommt ich ihm an der Stirn lesen —. Es war auch sonst nicht so feck gewesen“), und nach dem gegebenen Vergerniss selber bescheint, daß „die Sache nicht auf dem Wege der Zeitungserörterung ausgetragen werden kann“, und daß der Zeitung, sogar der von Recht und katholischen Grundsätzen in solchen Fragen unabhängigen „Kölnischen Volkszeitung“, zum Austrag einer solchen Sache jede Legitimation mangelt. Um aber wenigstens den Schein einer Rechtfertigung ihres dolojen Vorgehens zu retten, doziert sie ihren Lesern nach dem Bekenntnis der eigenen Unzuständigkeit den Grundsatz vor, der Weg der Zeitungserörterung sei „nicht zu umgehen, um mit Uebelständen bekannt zu machen, die nach Abhilfe drängen.“ Wen bekannt zu machen, holde Verjährungskethikerin? Ging das nicht auf dem einfachen, lautlosen, korrekten Wege der brieflichen Beschwerde bei der zuständigen Stelle?

Doch dann wäre ja das öffentliche, Protestanten und Katholiken gegebene Vergerniss vermieden, wäre der Zweck der öden Unremperei nicht erreicht worden. Denn nicht um die zweckmäßige Beseitigung angeblicher Uebelstände, sondern um die Eröffnung einer persönlichen Kampagne war es der „Kölnischen Volkszeitung“ und ihren Hinterassen zu tun.

Wäre es anders, nie hätte sich eine solche tendenziöse Häufung tendenziöser Unwahrheiten auf so engem Raum zusammen finden können. In dem ganzen wunderbaren Erguß ist auch nicht ein wahrer Satz. Und damit der Leser nicht glaube, wir flunkerten ihm in irgend einem Parteiinteresse, wie die „Kölnische Volkszeitung“ ihrer unentwegt glaubenswilligen Abonnentenschar ihre robusten Märchen, nicht erweislich wahre Tatbestände vor, geben wir einfach wieder, was die in der Streitfrage kompetenteste Persönlichkeit, nämlich der Erbauer der Lankwitzer Kirche, Herr Architekt Kühn, in der „Germania“ veröffentlicht:

„Himmelschreiend sind die Angaben, denn sie entsprechen nicht den Tatsachen oder aber sie sind in einer Weise gegeben, daß sie die Meinung der Leser vollkommen irreführen müssen. Schon der Beginn, wie man zur Kirche kommt und wo sie liegt! Aus der Miethausgegend des Bauplazes wird ein überaus prächtiger Villenort gemacht! Lankwitz-Nord, am Bahnhof Lankwitz, könnte die Bezeichnung Villenort, ohne das Beiwort „prächtigt“, allerdings vielleicht verdienen. Lankwitz-Süd, am Bahnhof Groß-Lichterfelde-Ost, die Gegend des Kirchenbaues, hat Mietwohnungen.

Und nun die Kirche! — Daß der Stiel derselben — eine römische Basilika, deren Formgebung eine beabsichtigte Verbindung römischer und deutsch-barockischer Bauweise zeigt, — als „hochmodern“ angeprochen wird, will ich übergehen, obwohl darin, bei der Stellungnahme des Erzbischöflichen Stuhles in Köln, wohl ein Stachel gefunden werden kann. Dagegen aber muß scharf Stellung genommen werden, daß etwas gesehen wird, was nicht da ist. Als „kostbare, mit Tierornamenten verzierte Bronze Türen“ werden Türen dargestellt, welche, wie jeder Laie auf den ersten Blick sehen muß, Kiefernholz Türen sind, die außen mit glatten oder als Profil glatt gegozogenen Bronzeblechplatten benagelt sind, an denen jedes Ornament, auch Tierornament, fehlt. Oder sollte der äußere schlichte Bronzebrider resp. der Ringgriff das Ornament sein? Auch die Türrahmen sind aus Holz mit Blech benagelt. Und an den „Bronze“-Kapitellen im Innern fehlt jede Vergoldung!

Bei der Errichtung eines Kirchenbaues in der Umgebung Berlins muß auf das stete und schnelle Anwachsen der Bevöl-

kerung Rücksicht genommen werden. Ferner darauf, daß die Mittel nur schwer zu beschaffen sind, die Material- und Arbeitspreise aber stetig steigen. Der Architekt steht also vor einer schweren Aufgabe, denn das Werk, das er schaffen soll, muß, da es ein Haus Gottes ist, für das den frommen Menschen aller Jahrhunderte, selbst in den Zeiten größter Not, nur das Beste eben gut genug war, sich auch als ein Gotteshaus präsentieren.

In Lankwitz sollte ein Bau, der 1300 Personen fassen kann, errichtet werden. Damit war ein Flächenraum gegeben. Nur am Aufbau konnte durch Ausnutzung von Konstruktion und Material gespart werden.

Der Kirchenbau zeigt daher die basilikale Grundriß- und Aufrisform, 18,5×43 Meter Länge zu 12 Meter innere Höhe. Der Turm steht seitlich, hat 6,5×6,5 Meter Grundfläche und 39 Meter Höhe bis zur Kugel des Kreuzes. Als Material der Mauern wurde Backstein gewählt, innen und außen mit Kalkmörtel gepußt. Zum Schutz gegen Verwitterung ist der Sockel der Kirche ringsum ca. 0,80 Meter hoch, und der untere Teil des Turmes, ca. 5 Meter hoch, mit Kalksteinen aus dem Harze verblendet. Aus demselben Material sind das Hauptgesims der Seitenschiffe, der Vorhalle, die glatte Einfassung der Portale (zum Schutz gegen Abstoßen des Fußes) und die Säulen der Vorhalle gebildet. Das Hauptgesims des Hauptschiffes ist Holz.

Für die das Ganze tragenden schlanken Säulen war im Kostenanschlag ein tragfähiges Material, Grauit vorgezogen. Auch Sandstein konnte verwendet werden. Bei der Auswahl des Materials wurde von vielen Firmen Angebot in den verschiedensten Materialien eingezogen. Die einfache Sandsteinsäule sollte pro Stück, ohne Kapitellausbildung, 500 Mk. kosten, durch günstige Geschäftskonjunktur dagegen die Labradorsäule, ebenfalls ohne Kapitell, 650 Mk. pro Stück. Ein Kapitell, in einfachen Formen aus Sandstein gemeißelt, würde 200 Mk. gefordert haben. Es gelang mir, für die Labradorsäule, aus Bronzeblech nach Zeichnung getrieben, ein Kapitell herzustellen, das 120 Mk. pro Stück kostete. Demnach stellte sich Labradorsäule gegen Sandsteinsäule wie 700 zu 770 Mk. Da war die Wahl zugunsten der Labradorsäule nicht schwer, um so mehr, als die Mehrkosten gegen den Kostenanschlag durch Ersparnisse an anderer Stelle gedeckt werden konnten. Ebenso verhielt es sich bei der Frage, ob Kiefernholz Türen mit Eisenbeschlägen versehen und gestrichen ausgeführt werden sollten, oder an Stelle der Eisenbeschläge und des Anstriches das dauerhafte Bronzeblech gewählt werden sollte. Durch zweckmäßige Konstruktion und richtige Materialbehandlung wurde auch hier, wie an so vielen Stellen des Baues, große Wirkung mit geringen Mitteln erzielt.

Denn daß der Kirchenbau in Lankwitz trotz seines in der Kölnischen Volkszeitung wohlwollend beurteilten äußeren und inneren eines Gotteshauses würdigen Eindruckes kein „Lugusbau“ ist, im Gegenteil, daß er Anspruch darauf erheben kann, ein billiger Kirchenbau genannt zu werden, das ergibt der Vergleich mit einigen anderen Berliner Kirchenbauten, gegen die noch niemals auch nur im entferntesten der Einwurf des Lurus oder nur des Reichthums erhoben ist.

Die Gesamtkosten der Kirche mit Sakristei, ohne innere Einrichtung, aber einschließlich Architekten-Honorar und der erheblichen Kosten der tiefen Fundation betragen 178 400 Mk. Daher bietet die Kirche einen Laienraum von circa 464 Quadratmeter.

Betrachten wir dagegen die (drei vorher zum Vergleich herangezogenen) Kirchen, z. B. Groß-Lichterfelde mit etwa 191 000 Mk. Baukosten, so finden wir, daß diese Kirche nur 423 Quadratmeter Laienraum enthält. Aus diesem kurzen Vergleich, den ich noch weiter führen könnte im Hinblick auf andere Berliner Bauwerke, geht zur Evidenz hervor, daß Lankwitz trotz Labradorsäulen, trotz des guten Eindruckes einer „prächtigen“ Kirche ein im Hinblick auf das Geschaffene billiges Kirchenbauwerk genannt werden muß. Wo bleibt da der Lugsbau?

Und genau so verhält es sich mit der im Juli*) in der Sitzung dem Kirchenvorstande vorgelegten inneren Einrichtung. Diese „Meisterwerke aus Bronze und Edelmarmor“ stellen sich als recht billige und doch solide und wirkungsvolle Gegenstände dar. Es kostet z. B. der Hochaltar einschl. Unterbau, Stufen, Mensa, Aufbau und Leuchter — 3073 Mark! —, die Kanzel komplett 3223 Mark, der „kostbare“ Taufstein einschl. Deckel 958 Mark, die „wundervollen Bronzeleuchter“, in Wahrheit aus Bronzeblech getriebene Beleuchtungskörper (Schiffe) je 460 Mark!

*) Was beachtet sein will. Denn das von der „K.-V.“ inkriminierte Schreiben des Herrn Pfarrers Behrer stammt aus dem Juni und die Behauptung, die „innere Ausstattung der Kirche war fertig“, ist also brav gelogen!

Daß es mir gelungen ist, für solch fabelhaft billige Preise Schmuckstücke zu schaffen, welche den Beschauer in bezug auf ihren Anschaffungswert kostbar scheinen, liegt nur an der allerdings etwas mühevollen Arbeit bei Auswahl billiger und doch gebiegender Materialien, und an der richtigen wirkungsvollen Behandlung derselben."

Man sieht, wie es mit dem „Luzusbau“ bestellt ist. Natürlich hat die „Kölnische Volkszeitung“ bis heute diese Ausführungen des Architekten Kühn ihren Lesern vorenthalten. Wundern wird das niemand, denn die „Kölnische Volkszeitung“ praktiziert nicht nur den Grundsatz des Non audiat et altera pars, sondern sie lebt davon. Hat sie je reboziert, wenn sie sich im Unrecht sah? Fällt ihr nicht ein. Im Gegenteil: wird sie mit dem Gegner nicht nach den Regeln ehelicher Fehde und nach den Grundsätzen von Recht und Billigkeit fertig, fühlt sie sich gar, was etwas heißen will, selber im Unrecht, so sucht sie sich einfach nach weiteren Bundesgenossen um und reklamiert bald die Hilfe des von ihr abhängigen Augustinusvereins, bald die der ihr dienstwilligen Parteinstanzen. Wir haben hier ein Schulbeispiel. Sie nimmt denkbar schwere Angriffe gegen einen katholischen Geistlichen auf, verschärft diese Angriffe in mehreren Nummern, faselt von einem Mißbrauch der Opferwilligkeit der deutschen Katholiken (und Protestanten), verdammt die Berliner Katholiken als nicht opferbereite Glaubensbrüder, konstruiert Abergernisse, die nicht existieren, nennt die mühereiche Fürsorge eines Diaspora-Geistlichen in schwieriger Stellung für die ihm anvertrauten Gläubigen ein „frivoles Spiel“ und läßt zwischen den Zeilen durchblicken, daß sie zur Erregung des öffentlichen Skandals nur geschritten sei, weil der dem angerempelten Geistlichen vorgesetzte Oberhirte seiner Pflicht bisher nicht genügt habe! Ward Aehuliches je gesehen? Und ahnt der Leser, was des ganzen Feldzuges geheime Triebfeder ist? Daß in der ganzen Kampagne nicht der der „Kölnischen Volkszeitung“ völlig gleichgültige Geistliche der katholischen Kirchengemeinde in Groß-Dichterfelde getroffen werden sollte, sondern das dem Kölner Strategen im tiefsten verhasste Vorstandsmitglied der Berliner Organisation? Nicht der Bankwitzer Kirche, nicht den Gläubigen der Diaspora, nicht einmal dem Pfarrer, dessen Namen man durch die allgemein christlich gepflasterten Straßen der Bismarckschen Dominialherrschaft unter üblen Sprüchlein schleppte, galt der Streich. Ach nein; dem Mann, der aus Pius' Munde den Kölnern unbequemes Lob erhielt, war die widerlich duftende Gabe zugedacht, die mit grober Verdrehung leicht feststellbarer Tatsachen begann, mit dem Pathos gut gespielter Entrüstung und robuster Denunziation endete.

... „In dem Dome zu Cordova
Stehen Säulen dreizehnhundert . .
All die hohen Riesensäulen
Hört er murmeln unmutgrimmig,
Gänger wollen sie's nicht tragen.“

Und er eilt, der neue Almanfor, zur Redaktion; zu berichten, was er sah und was er hörte. Zwischen zwei Kniebeugen und zwei Griffen ins Weihwasserbecken. Seht sie euch an, die wackre Seele, die im Angesicht des höchsten Gutes zum anklagenden Schächer wird, damit am Quartalsende vom Gebieter das Zeugnis brauchbarer Gefellenleistung nicht auf sich warten lasse. F a c s.

Miscellen.

Was die römische Kurie vom Zentrum denkt.

Unter dieser Überschrift veröffentlicht die „Kölnische Korrespondenz“, welche sich schon manches Verdienst erwarb, in Nr. 10 vom 16. März folgende beachtenswerte Ausführungen:

„Wenn auch das Zentrum eine politische Partei auf katholischer Grundlage ist, so wäre es doch selbstverständlich unsinnig zu verlangen, daß es seine Beschließungen der kirchlichen Autorität unterbreite. Das braucht die Fraktion ebenso wenig zu tun wie der einzelne Katholik, oder wie eine katholische Zeitung, z. B. die „Kölnische Volkszeitung“. Trotzdem ist das Zentrum aus eigenem Antriebe an die kirchlichen Instanzen herangetreten und hat in

Fragen, die mit der Religion zusammenhängen, um Weisungen gebeten. Davon ist freilich nur wenig bekannt geworden, wie denn überhaupt eine übertriebene Scheintuerei gerade im Zentrum bemerkt wird. Wenn aber einmal etwas davon in die Öffentlichkeit kam — man denke nur an die jüngst veröffentlichten Windthorstbriefe in den „Stimmen aus Maria Laach“ — so konnte man den „Kölner“ Drahtziehern ihr Unbehagen und Mißvergnügen deutlich ansehen. Diese Fäden zwischen dem Zentrum und den kirchlichen Instanzen haben immer bestanden, und sie bestehen noch, wenn auch die Kölner Richtung, der es mit der Enklirikalisation ernst ist, sich redlich bemüht, die Verbindungen möglichst einzuschränken. Von den gelegentlichen Beziehungen erfährt die Öffentlichkeit naturgemäß nichts, und wir sind die letzten, die sich hier einer Indiskretion schuldig machen möchten. Es ist jedoch eine offizielle Rundgebung der höchsten kirchlichen Autorität, des apostolischen Stuhles, an das Zentrum bekannt geworden: die Note des Kardinal-Staatssekretärs Jacobini vom 21. Januar 1887 anlässlich des Septennatsstreites. Hier spricht sich die römische Kurie durch den Mund ihres höchsten verantwortlichen Vertreters deutlich über die Natur des Zentrums aus.

Kardinal Jacobini sagt (lt. eigener Uebersetzung der „Kölnischen Volkszeitung“ Nr. 37 vom 7. Februar 1887):

„Auch darf man nicht unterlassen hervorzuheben, daß eine katholische parlamentarische Vertretung, indem sie sich für die unerträgliche Lage interessiert, die dem Oberhaupt der Kirche bereitet worden ist, günstige Gelegenheiten benutzen könnte, um die Wünsche ihrer katholischen Landsleute zu Gunsten des hl. Vaters auszudrücken und zur Geltung zu bringen.“ Das Zentrum zu Windthorsts Zeiten war also nach Ansicht der römischen Kurie eine „katholische parlamentarische Vertretung“, und so denkt die Kurie auch jetzt noch. Die Kölner Richtung allerdings, die erst nach Windthorsts Tod geboren wurde, denkt anders. Für sie ist das Zentrum keine „katholische parlamentarische Vertretung“; und wer es wagt, zu sagen, das Zentrum müsse auch nur „im Einklang“ mit den katholischen Grundsätzen bleiben, der wird als „Quertreiber“, „MauersträÙ am Zentrumsturm“, „Ghetto-katholik“ usw. verschrien und aus der Fraktion hinausgeekelt. Der römischen Kurie allerdings würde man, wenn sie heute ihre Ansicht vom Jahre 1857 über das Zentrum öffentlich wieder aussprechen würde, nicht so unanständig entgegenzutreten wagen. Man würde sich begnügen festzustellen, daß die Kurie von den berühmten „besonderen Verhältnissen“ in Deutschland immer noch nichts verstehe, daß der gute Papst Pius X. wieder einmal schlecht informiert sei und man seine Rundgebung nur „bedauern“ könne.“

„Gegenüber einer katholischen parlamentarischen Vertretung“ gegenüber darf die römische Kurie nicht nur Wünsche äußern, sondern sie kann ihr, bzw. ihrem Vorsitzenden und Vertreter auch A u f t r ä g e erteilen. Das hat denn auch Kardinal Jacobini als verantwortlicher Leiter der Kurie getan. Er hat der Zentrumsfraktion des Reichstages den Wunsch des Papstes ausgedrückt, sie möge für die Bewilligung der Militärvorlage Sorge tragen, und diesem Wunsche hat sich die Fraktion gegen ihren Willen gefügt, indem sie sich der Stimmabgabe enthielt. Der Kardinal-Staatssekretär tat ein weiteres, er erteilte dem Vorsitzenden der Zentrumsfraktion durch Vermittlung des Münchener Nuntius einen Auftrag: „Ew. Exzellenz werden bei der Mitteilung des gegenwärtigen Schreibens, welches so wie mein letztes, den erhabenen Gedanken seiner Heiligkeit wiedergibt, an den Herrn Baron v. Brandenstein (— den damaligen Vorsitzenden der Zentrumsfraktion im Deutschen Reichstage —) ihn b e a u f t r a g e n, die Abgeordneten des Zentrums davon in Kenntnis zu setzen“. Die römische Kurie beauftragte also auf diplomatischem Wege den Vorsitzenden des Zentrums, ihre Wünsche bezüglich der Militärvorlage den Fraktionsmitgliedern mitzutellen. Wie konnte die Kurie so etwas tun gegenüber einer parlamentarischen Fraktion, die nach Ansicht der Kölner Richtung mit der katholischen Weltanschauung grundtätig abfolut nichts zu tun hat, ja, die nicht einmal „im Einklang“ mit dieser Weltanschauung zu bleiben braucht?

„Eine katholische parlamentarische Vertretung“ ist sich ihrer moralischen Abhängigkeit vom Papste bewußt. Dieses Abhängigkeits-

gefühl hatte im alten Windthorst'schen Zentrum einen u. G. übertriebenen Grad erreicht, so zwar, daß der damalige Vorsitzende der Reichstagsfraktion, Frhr. v. Frandenstein, der Kurie die Frage vorlegte, ob der Hl. Stuhl die Weiterexistenz des Zentrums für nötig halte. In der Note Jacobini heißt es hierzu: „Er (Baron v. Frandenstein) wünscht zu erfahren, ob der Hl. Stuhl glaube, daß die Existenz des Zentrums im Reichstage nicht mehr notwendig sei; in diesem Falle würde er, zugleich mit der Mehrzahl seiner Kollegen, kein neues Mandat mehr annehmen“. Hier macht also der Vorsitzende der Reichstagsfraktion des Zentrums nicht nur das Wesen, die Natur dieser Fraktion, sondern — was weit mehr ist — ihre Existenz vom päpstlichen Placet abhängig! Und das in der Kulturkampfszeit, als Windthorst auf der Höhe seiner Macht stand! Damals sollte der Papst, der höchste Vertreter der katholischen Weltanschauung, über Sein und Nichtsein des Zentrums entscheiden; heute soll das Zentrum nicht einmal an den „Einklang“ mit dieser katholischen Weltanschauung gebunden sein!

„Pius X. denkt nicht anders vom Zentrum als sein Vorgänger Leo XIII. Das Zentrum ist eine von Katholiken und für Katholiken begründete Weltanschauungsorganisation. Ein solches Gebilde muß im grundsätzlichen Einklang mit der katholischen Weltanschauung bleiben und deshalb auf dem Boden dieser katholischen Weltanschauung fußen. Das ist das geringste, was auch die Kirche und ihr Oberhaupt vom Zentrum erwarten kann.“

Um die Enzyklika.

Im katholischen Ermland wird ein systematischer Kampf gegen die katholische Arbeiterorganisation des Berliner Verbandes geführt. Während der Heilige Vater befiehlt, daß die konfessionell katholischen Arbeitervereinigungen, die ihre gewerkschaftliche Arbeit nach den Weisungen der Enzyklika *Rerum novarum* und des Fuldaer Pastoralen einrichten, in jeder Weise unterstützt und mit aller Macht gefördert werden sollen, betreiben in der Diözese Frauenburg namentlich zwei katholische Geistliche, Dr. Matern, der Redakteur der „Ermländischen Zeitung“ und des „Arbeiterfreund“, sowie Propst Pingel in Marienburg, die Zerschöpfung des auf katholischer Grundlage arbeitenden Berliner Verbandes. Die von diesem losgerissenen Arbeitervereine wurden zunächst in einem neuen Diözesanverband zusammengeschlossen. Jetzt wird von Dr. Matern der Anschluß an den Kartellverband der katholischen Arbeitervereine Deutschlands auf das eifrigste betrieben. Dieser Kartellverband, der unter der Führung M. Gladbachs steht, lehnt bekanntlich den von der Enzyklika *Rerum novarum* und vom Fuldaer Pastoralen geforderten gewerkschaftlichen Ausbau der katholischen Arbeitervereine rundweg ab, wie er überhaupt die katholische Gewerkschaftsorganisation bekämpft und in der Förderung der nur gebildeten christlichen Gewerkschaften eine seiner Hauptaufgaben erblickt.

„Die Präsidienkonferenz (des neuen ermländischen Diözesanverbandes — D. B.) hat sich entschlossen“ — so verkündet es Dr. Matern in Nr. 9 des „Arbeiterfreund“ vom 1. März — „sich demnächst diesem mächtigen Verbands anzuschließen und durch Beitritt zum ostdeutschen Verbands (einem Glied des Kartellverbandes, zu dem außerdem der west- und süddeutsche Verbands katholischer Arbeitervereine gehören — D. B.) ein herzliches Verhältnis zu den gleichgesinnten Kollegen im Osten anzubahnen.“

„Die größte Bedeutung des Diözesanverbandes liegt aber“ — so läßt sich Herr Dr. Matern weiter vernehmen — „in dem nun endlich möglich gewordenen Anschluß an die soziale Hochschule der Katholiken Deutschlands.“

„Wenn auch die Diözesanorganisation im Ermland unser eigenes Werk ist, so würden wir doch in einigen Jahren wieder zurückfallen, wenn wir uns nicht fortwährend an den Quellen erfrischen, die uns aus dem Brunnen der katholischen Sozialwissenschaft zufließen. Dieser Brunnen ist aber die Zentrale des kath. Volksvereins in M.-Glabbach, die letzte Schöpfung des unergesslichen Windthorst. Dort ist das Herz, von dem täglich und stündlich das Blut der sozialen Bewegung dem katholischen Deutschland zufließt, und in hunderttausenden von Vereinschriften, Flugblättern, Korrespondenzen und Büchern und in hunderten von Ver-

sammlungen, Konferenzen und Kursen durch alle Provinzen, und durch alle Stände und Schichten der Bevölkerung kreist. Alles was wir heute im katholischen Deutschland auf sozialem Gebiete errungen haben, alle Anregungen, Fortschritte und Erfolge in der Gesetzgebung und im wirtschaftlichen Leben gehen im letzten Grunde auf die Zentrale des kath. Volksvereins zurück; alle hervorragenden Redner und Schriftsteller, alle bedeutenden Erscheinungen in der Sozialwissenschaft haben von M.-Glabbach gelernt.“

München-Glabbach über alles, über alles in der Welt! so singt es Herr Dr. Matern begeistert in die Welt hinaus. Daß sich die Katholiken Deutschlands zuerst und vor allem nach den Weisungen des Heiligen Vaters in ihrer sozialen Arbeit zu richten haben, davon redet er nicht. Wir meinen immer, die soziale Hochschule der Katholiken Deutschlands sei der Apostolische Stuhl; dort schlage auch das Herz, von dem täglich und stündlich das Blut der sozialen Bewegung dem katholischen Deutschland zufließt. Der Berliner Verband, der es immerdar so gehalten hat, muß sich aber von Dr. Matern dahin belehren lassen, daß soziale Arbeit auf Grund päpstlicher Rundschreiben „blutiger Dilettantismus“ ist. Man höre:

„Infolge des scharfen Gegensatzes der Berliner zu M.-Glabbach war bisher die Weichsellinie gegen den kath. Volksverein gespart, die früher blühenden Ortsgruppen im Ermland gingen ein, die Literatur blieb unbekannt, der Lebensstrom versiegte. In weiten Kreisen des Ermlandes hatte man keine Ahnung von den Vorgängen draußen, man machte sich eine Sozialkunde für den Hausgebrauch zurecht und schimpfte über die, die ihre Nase etwas weiter steckten. So waren wir auf dem besten Wege zu versauern, ein blutiger Dilettantismus herrschte anstatt solider Wissenschaft.“

Daß Katholiken, die sich auf sozialem Gebiet an die von den Päpsten verkündete Lehre halten, rückständig sind, haben ihnen Erzliberale und Sozis oft genug erzählt. Neu ist hier, daß ein katholischer Priester, der außerdem die Vollendung seiner Bildung zu Rom im Germanikum empfangen hat, in diesen Kantus von der katholischen Inferiorität einstimmt.

Es bleibt bei der bisherigen Praxis. Die sozialdemokratische „Vergarbeiterzeitung“ gibt in Nr. 12 vom 22. März 1913 ein Flugblatt wieder, das vom Kaplan Hildebrandt zu Hombruch im Regierungsbezirk Arnberg unterzeichnet ist. Der Schluß dieser Kundgebung lautet:

„Wollen wir uns in Hombruch vor Ueberraschungen bewahren, dann müssen die Jünglinge auf der Arbeitsstelle vor der Sozialdemokratie geschützt werden. Da die christlichen Gewerkschaften auf der Arbeitsstelle am erfolgreichsten Eure Söhne vor schädlichen Einflüssen schützen können, müssen alle Jünglinge Mitglied des christlichen Metallarbeiterverbandes werden. In den Mitgliederversammlungen der Jünglings-Sobalität wurden Eure Söhne bereits ermahnt, dem christlichen Metallarbeiterverband beizutreten. Da es in katholischen Familien üblich ist, daß sich die Kinder zu allen wichtigen Entschlüssen die Genehmigung der Eltern einholen, bitten wir Euch: gebt Euren Söhnen nicht nur die Erlaubnis, dem christlichen Metallarbeiterverband beizutreten, sondern ermuntert sie so lange, bis der Beitritt vollzogen ist. In den nächsten Tagen werden Vertrauensmänner des christlichen Metallarbeiterverbandes Euch einen Besuch abstatten. Diese werden die Beitrittserklärungen Eurer Söhne in den Verband gern entgegennehmen. Katholische Eltern! Sorgt, daß Eure Söhne dem christlichen Metallarbeiterverband beitreten.“

Der Präses: Hildebrandt.“

Nach der Enzyklika *Singulari quadam* haben katholische Geistliche katholische Gewerkschaften auf jede Weise zu unterstützen. Nirgends jedoch ergeht in dem päpstlichen Rundschreiben an den Klerus die Weisung, die interkonfessionellen christlichen Gewerkschaften zu fördern, wie dies Herr Kaplan Hildebrandt in Hombruch tut. Daß der Beitritt katholischer Arbeiter zu den interkonfessionellen Gewerkschaften außerdem nur unter Beobachtung bestimmter Vorsichtsmaßregeln toleriert wird, darüber scheint der Herr Kaplan kurzerhand hinwegzugehen, wie er offenbar auch die Tatsache ignoriert, daß die christlichen Gewerkschaften die Enzyklika *Singulari quadam* offiziell und demonstrativ abgelehnt haben und durchaus nicht gewillt sind, den vom Heiligen Vater aufgestellten Toleranzbedingungen Rechnung zu tragen.

Volkswirtschaftlicher Teil.

Gimpelfang.

Den Pseudobankiers wird in neuer Zeit die Ausübung des Handwerks schwer gemacht. Die Gerichte haben sich lange Zeit in der ihnen unbekannten Materie nicht zurecht gefunden; seitdem sie aber auf den richtigen Weg gebracht wurden, folgt eine Verurteilung auf die andere. Da die Prozesse öffentlich behandelt werden, so mußte der Begriff „Bucket Shop“ heute populär sein. Jedenfalls hat sich der Name rascher eingebürgert als die Kenntnis seines Wesens. Aus dem jüngsten Urteil, das gegen einen Schwindelbankier gefällt wurde, sieht man jedoch, wie dicht die Maschen des Netzes sind, in dem die Bauernfänger selbst gefangen werden. In dem Prozeß gegen Sattler und Genossen, der am 22. März durch Urteil des Berliner Landgerichts beendet wurde, gab zum Schluß der Verhandlung der Vorsitzende die summarische Erklärung ab: Bucket Shop an sich ist strafbar, und der Reisende, der in Kenntnis des Bucket Shop-Charakters eines Bankgeschäfts für dieses tätig ist, macht sich strafbar.“ Damit ist ein Zweifel beseitigt, der durch ein früheres Urteil des Reichsgerichts entstanden war. In dem Prozesse gegen den Berliner Bankier Siegmund Friedberg, der vor mehreren Jahren verhandelt wurde, galt der Grundsatz „Bucket Shop an sich ist strafbar“ noch nicht. Damals wurde gesagt, daß Strafbarkeit erst dann vorhanden sei, wenn das Bewußtsein der Insuffizienz gegenüber dem Kunden von Anfang an bestanden habe. Ging ein Bankier darauf aus, den Kunden um den Gewinn zu pressen, so konnte das Strafgesetz in Anwendung kommen. Mit dieser Auffassung war das System gerettet. Wer also nur der Methode überführt wurde, durfte auf einen Freispruch rechnen. Diese Ansicht herrschte im Beginn der Erkenntnis von den Gefahren des Bucket Shop-Betriebes. Die Gerichte standen damals noch nicht auf dem sicheren Boden, den sie heute unter den Füßen haben, und sahen keine Möglichkeit, den Tatbestand unter einen Paragraphen des Strafgesetzbuches zu subsumieren. Es kam aber gerade darauf an, die ganze Richtung zu packen. Die Art, wie der Pseudobankier die Aufträge der Kundschaft erledigte, war das Uebel, das ausgerottet werden mußte. Nach der Verurteilung Sattlers und seiner Vorgänger besteht kein Zweifel mehr, daß die Erledigung von Effetengeschäften „in sich“ strafbar ist. Sie bildet das Kennzeichen des Bucket Shop-Systems; und dieses ist unter allen Umständen unzulässig. Die Richter kennen nicht nur das Wesen, sondern auch die Gefährlichkeit des Schwindels, deshalb sind sie in ihren Urteilen nicht milde. Hohe Gefängnis- und Geldstrafen werden als warnende Exempel verhängt. Dem „Bankier“ Sattler wurden 5 Jahre Gefängnis und 3000 Mark Geldstrafe, unter Anerkennung der bürgerlichen Ehrenrechte, judiziert. Das Urteil stützte sich auf den Betrugsparagraphen des Strafgesetzbuches und auf § 94 des Börsengesetzes. Diese wichtige Bestimmung lautet: „Wer gewohnheitsmäßig, in gewinnfüchtiger Absicht, andere Personen unter Ausbeutung ihrer Unerfahrenheit oder ihres Leichtsinns zu Börsenspekulationsgeschäften verleitet, die nicht zu ihrem Gewerbebetriebe gehören, wird mit Gefängnis und zugleich mit Geldstrafe bis zu fünfzehntausend Mark bestraft. Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.“

Dieser Paragraph umschließt ein Stück Geschichte der Menschheit. Er enthält das A und O aller Psychologie; denn er handelt vom stärksten Triebe im Menschen: von der Gewinnsucht. Die treibt den Ausbeuter und sein Opfer. Der eine geht darauf aus, den Trieb lebendig zu machen und auszubeuten; der andere läßt sich erwecken, um Gewinne einzuheimsen. Beide werden am Ende bestraft. Jener durch das Gesetz, dieser durch die Erfahrung. Der eine büßt hinter schwedischen Gardinen, der andere durch den Verlust eines Kapitals. Wie stark die Gewinnsucht ist, sieht man an ihrer Unausrottbarkeit. Die Schwindelbankiers werden an den Pranger gestellt und ziehen trotzdem ihre Netze niemals ohne Fang wieder ein. Wenn auch die Opfer schweigen, so hat doch die Presse seit Jahr und Tag

Aufklärung zu bringen gesucht. Und mit ihr kämpft der deutsche Bankierverband, der jede verdächtige Firma auf die Proskriptionsliste setzt. Aber das letzte Bucket Shop ist noch nicht aus der Welt geschafft. Im Ausland nährt das Geschäft noch seinen Mann. Aus London, Paris, Brüssel wird das deutsche Publikum mit aufreizenden Offerten beglückt, deren Wesen Vielen noch immer fremd ist. Man könnte meinen, daß die großen Prozesse, die sich in letzter Zeit abspielten, spurlos an den Lesern der Zeitungen vorübergegangen sind. Anreizerkzirkulare, die mit den plumpestn Mitteln arbeiten, werden ernst genommen. Man glaubt ihren Versprechungen, weil die Papiere, von denen der Versüßer spricht, wirklich existieren. Als ob nicht jedes beliebige Wertpapier zu einer Ausbeutung des Kunden verwendet werden könnte. Der deutsche Bucket Shop-Bankier operiert nur in seltenen Fällen mit unbekannten exotischen Papieren. Die Anpreisung phantastischer Minenshares ist vieux jeu. So dumm ist einer natürlich nicht, daß er mit den handgreiflichsten Argumenten gegen sich arbeitet. Es kommt ja nur darauf an, das Publikum überhaupt zum Spekulieren anzureizen. Ist ein Klient ins Garn gegangen, so kommt er selten eher wieder heraus, als bis er alles Geld verloren hat.

Der Pseudobankier blendet durch vornehmeres Auftreten und großen persönlichen Aufwand. Wenn einer Hunderttausende im Jahr ausgibt, so suggeriert er den Leuten seine Zahlungsfähigkeit. Kommt zum „großen Stil“ der Lebenshaltung, zur teuren Wohnung, zum eigenen Automobil und zum Brillanten-Diadem der Ehefrau noch ein luxuriöses Bureau mit einem großen Stabe von Angestellten, dann schwindet auch der letzte Zweifel an der Qualität des „finanziellen Beraters“. Im Prozeß Sattler wurde von einem Kunden gesprochen, der dem Bankier ein Vermögen von mehreren 100 000 Mark ohne große Bedenken überwies. Ein Gewinn, den er hatte einstecken können, verschonte jedes Bedenken. Dabei war dieser Gewinn natürlich nur das Lockmittel; denn der Kunde muß erst etwas gesehen haben, ehe er das volle Vertrauen zu seinem Geschäftsfreunde gewinnt. Der falsche Bankier sucht unerfahrene Leute zu Spekulationsgeschäften zu verleiten, nicht, um ihnen die Möglichkeit eines Gewinnes zu bieten, sondern um sie auszubeuten. Wenn ein Bankier eine Klientel zu gewinnen sucht, um Provisionen zu verdienen, so ist das natürlich nicht strafbar. Hier kommt ihm nur darauf an, Vermittlergebühren zu erhalten; aber die Voraussetzung ist, daß er wirklich als Vermittler auftritt. Das tut der Anreißer nicht. Er vermittelt nicht zwischen seinem Kunden und seiner Gegenpartei an der Börse, weil er die Geschäfte überhaupt nicht börsenmäßig abwickelt. Er erledigt sie „in sich“. Das bedeutet, daß er selbst der Gegenpart des Auftraggebers ist. Damit ist seine Gefährlichkeit für diesen gekennzeichnet. Um aus dem Mandanten Gewinn zu ziehen, muß er natürlich gegen ihn spielen. Er wird ihn stets so behandeln, daß er niemals mit einem Gewinn aus seinem Engagement herauskommt. Bei einem regulären Ultimogeschäft (Kassengeschäfte kommen natürlich nicht in Frage, da der Kunde dann die sofortige Lieferung der Papiere verlangen könnte) sind zwei Parteien vorhanden, die der Vermittler zusammenbringt. Im Bucket Shop-Betrieb fehlt das Mittelglied. Die Folge davon ist, daß der sogenannte Bankier überhaupt nicht für Lieferung der Papiere sorgt. Er nimmt den Auftrag des Kunden entgegen, läßt sich den notwendigen Einschub zahlen und erledigt dann die Angelegenheit, wie es für seine Zwecke am besten ist. Kann der Auftraggeber feststellen, daß auf den Effekten, in denen er spekuliert, ein Gewinn liegt, so wird er von dem Animierbankier so lange zum Prolongieren seines Geschäftes veranlaßt, bis schließlich ein Kurzrückgang eintritt und ein Verlust entstanden ist. Das wird so weit getrieben, bis der Betrag, den der Klient zur Deckung etwaiger Differenzen eingezahlt hat, aufgezehrt ist. Dann hat er diese Summe, den Gewinn und die Prolongationskosten verloren.

Um die Furcht vor dem Risiko zu beseitigen, wird das

Publikum zu sogenannten Prämienengeschäften animiert. Das Wesen dieser gebräuchlichen Geschäftsart wird von dem Pseudobankier ebenso gemodelt, wie alle anderen Zusammenhänge, die ohne sein Zutun nichts Bedenklisches enthalten. Wer einen Posten Papiere per Ultimo kaufen will, kann die Möglichkeit eines Verlustes begrenzen. Er nimmt eine Prämie, die er, wenn sich die Uebernahme der gekauften Effekten nicht lohnt, verfallen läßt. Wer einen solchen Ausweg der üblichen Methode vorzieht, darf nicht vergessen, daß das Risiko zwar verringert, aber auch die Gewinnchance geschmälert wird. Angenommen der Kurs, der dem Geschäft zugrunde liegt, sei 150% und die Prämie betrage 3%: so erzielt der Käufer erst dann einen Gewinn, wenn der Kurs am Lieferungsstage über 153% hinausgeht. Im gewöhnlichen Fall verdient er schon, wenn die Notiz 150% überschreitet. Die weniger verführerische Seite des Prämiengeschäfts verschweigt der Animierbankier. Dagegen nimmt er niedrigere Prämienätze als der solide Vermittler und schlägt dessen Konkurrenz aus dem Felde. Die Prämie dient nur als Vorwand. In der Wirklichkeit werden diese Geschäfte ebenso wenig erledigt wie die andern. Und da der Schwindelbankier freie Hand hat, so geht er mit seinen Prämienätzen auch nach oben, wenn er des Kunden sicher ist.

Mit Kleinigkeiten gibt er sich nicht ab. Wenn es irgend geht werden die Engagements gleich auf hohe Beträge gestellt, damit er einen anständigen Betrag als Deckung einziehen kann. Grundsatz ist: „Nehmen, was man kriegen kann, und nichts zurückzahlen.“ Das Gesetz schützt den Unerfahrenen. Wer sich gewerbsmäßig mit Spekulationsgeschäften befaßt, wird einem Schwindelbankier nicht in die Falle gehen. Er arbeitet nur mit Personen, die vom Börsenbetrieb nichts verstehen. Die sucht er mit allen Kunststücken der Reklame zu kapern. Brieflich und durch Depeschen werden die Leute in Aufregung versetzt. Plötzlich trifft ein Telegramm ein, daß ein Papier sichere Chancen habe, zu steigen. Man solle sofort einen großen Auftrag geben. Solcher Dringlichkeit kann nicht Jeder widerstehen, zumal wenn sein Interesse durch Zirkulare und Broschüren schon vorher angekündigt worden ist. Der Herr Bankier läßt natürlich auch reifen. Seine Agenten beehren jedes brauchbare Objekt und entwickeln bei der Auswahl der Opfer hervorragende psychologische Talente. Der Bauer auf dem Lande, der von der Börse nicht mehr weiß als vom kopernikanischen Weltssystem, wird von einem gewandten Reisenden bearbeitet. Der zeigt ihm die Schätze Indiens, die er ohne Arbeit gewinnen kann; und mancher Posten Reichsanleihe ist auf diese Weise den Weg aller Bucket Shop-Opfer gegangen. Der Reisende ist ebenso strafbar wie der Regisseur selbst. Das ist im letzten Prozeß ausdrücklich hervorgehoben worden. Wird es möglich sein, die gefährlichen Spezies mit der Zeit ganz auszurotten? Um das zu sagen, würde man die Gewißheit haben, daß die menschliche Torheit aus der Welt verschwinden wird.

Montecuccoli.

Streikstatistik.

Das Reichsarbeitsblatt gibt in seinem Februarheft eine vorläufige summarische Uebersicht über die Arbeitskämpfe, die im Jahre 1912 im Deutschen Reiche ausgefochten wurden. Danach wurden 7283 Betriebe von 2500 Streiks betroffen. Von ihnen wurden infolge der Ausstände 1958 zum völligen Stillstand gebracht. In die Ausstände waren 883 463 Arbeiter verwickelt. Die Höchstzahl der gleichzeitig Streikenden belief sich auf 405 746; darunter waren 11 101 Arbeiter, die gezwungen feiern mußten. Von den 2500 Streiks hatten 388 vollen, 1028 teilweisen, dagegen 1084 keinen Erfolg. Also nur in 15,5 % aller Streiks vermochten die Arbeiter die von ihnen gestellten Forderungen uneingeschränkt gegen die Arbeitgeber durchzusetzen. Es wäre sehr interessant zu erfahren, welche Arbeitgeber vor den Ausständischen bedingungslos kapitulieren mußten. Man wird nicht leugnen können, daß es für die Beurteilung der Durchschlagskraft des Streiks von ausschlaggebender Bedeutung ist, ob er beispielsweise nur gegen kleinere und mittlere Arbeitgeber Erfolge erzielt, gegen Großkapitalisten aber ver-

sagt. Der Begriff der „teilweisen Erfolge“ ist so unbestimmt, daß sich daraus weitergehende Schlüsse nur mit größter Vorsicht ziehen lassen. Jedenfalls können die 41,1 % der teilweisen Streikerfolge erst dann einwandfrei beurteilt werden, wenn u. a. auch eine genaue Gegenüberstellung dessen erfolgt, was einerseits bereits vor Ausbruch der Kämpfe von den Unternehmern in Aussicht gestellt war und was andererseits später, nach dem Streik, konzediert wurde. Zur Beurteilung des Erfolges gehört aber auch ein Vergleich der errungenen Vorteile mit den durch den Kampf herbeigeführten Schädigungen. Dann aber bleibt immer noch die entscheidende Frage offen, ob die durch den Streik erzielten Erfolge nicht in einem nahen Augenblick, da sich die Unternehmer den Arbeitern wieder überlegen wähnen, durch neue Angriffe der Arbeitgeber abermals in Frage gestellt werden können und werden. Das Streiksystem ist nicht in der Lage, Erreichtes für die Arbeiter dauernd sicher zu stellen.

Daß 43,4 % aller Streiks für die Arbeiter völlig ergebnislos verliefen, beweist, wie wenig der wirtschaftliche Machtkampf die Position des Unternehmertums bislang zu erschüttern vermochte. Die Arbeiterorganisationen, die im Streik die normale Waffe zur Durchsetzung ihrer Forderungen erblicken, richten immer wieder an diejenigen Verbände, die durch friedliche Vermittlung die wirtschaftliche Besserstellung des Arbeiters anstreben, mit fast wehleidigem Lächeln die spöttische Frage, wie denn diese Harmonieschwärmer den Unternehmer zur Erfüllung der von der Arbeiterschaft geltend gemachten Wünsche zwingen will? Angesichts der 43,4 % erfolgloser Streiks im Jahre 1912 können die Vertreter des friedlichen Vorgehens an die Anhänger des wirtschaftlichen Kampfsystems, an die christlichen und sozialdemokratischen Gewerkschaften die Gegenfrage richten: Welche Mittel stehen denn euch zur Verfügung, wenn für die Arbeiterschaft in nahezu der Hälfte aller Streiks nicht nur nichts erreicht wird, sondern auch noch Millionen von Mark an Streikunterstützungen und Lohnverlusten von den feienden Arbeitern zu tragen sind? Ueberall, wo das wirtschaftliche Machtkampfsystem keine Antwort mehr auf berechtigte Fragen zu geben vermag, zeigt die dem wirtschaftlichen Frieden dienende katholische Arbeiterorganisation einen beide Teile befriedigenden Ausweg: nur gewerbliche Einigungsämter mit richterlicher Kraft des Schiedsspruches sind imstande, in gerechter Weise die Ansprüche von Arbeitgebern und Arbeitnehmern auszugleichen, den beiderseitigen Einklang der Rechte und Pflichten herzustellen, die Arbeiterschaft vor Glend und die Industrie vor Erschütterung zu bewahren.

Das Urteil über die wirtschaftlichen Machtkämpfe verschiebt sich aber noch weit mehr zu ungunsten der Arbeiter wenn die Statistik der Aussperrungen einer Prüfung unterzogen wird. Nach der Aufmachung des Reichsarbeitsblattes wurden im Jahre 1912 324 Aussperrungen von den Arbeitgebern durchgeführt. Davon waren 2558 Betriebe betroffen, von denen 768 zu völligem Stillstand kamen. Durch diese Aussperrungen wurden 143 907 Arbeiter zum Feiern gezwungen. Die Höchstzahl der gleichzeitig Aussperrten belief sich auf 74 780. Von den 324 Aussperrungen hatten 96 vollen, 213 teilweisen und nur 15 keinen Erfolg. Demnach unterlagen die aussperrenden Arbeitgeber nur in 4,6 % aller Fälle den von ihnen befehlenden Gewerkschaften. Diese Tatsache, sowie die andere, daß nämlich die Aussperrungen in 29,6 % mit einem vollen und in 65,8 % mit einem teilweisen Erfolg für die Unternehmer endeten, beweist deutlicher als viel Worte die wirtschaftliche Ueberlegenheit der Kapitalisten-Klasse über die der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich die Aussichten der Arbeiter, durch den Streik ihre Lage zu verbessern, in dem Maße verringern müssen, als das Unternehmertum die ihm zur Verfügung stehenden bedeutenden kapitalistischen Mittel für die Zwecke des wirtschaftlichen Krieges organisiert und mobilisiert. Gerade das wirtschaftliche Kampfsystem — das bestätigt auch die vorläufige summarische Statistik über die Arbeitsstreitigkeiten des Jahres 1912 — ist außer anderen schwerwiegenden Nachteilen für die Arbeiter mit dem Uebel der Aussichtslosigkeit behaftet. E f f m a r.